

Australien 2004

Australien. Down Under. Endlose Weiten. Rote Erde, Blauer Himmel. Kängurus und Koalas. Ein Reiseziel von dem wohl jeder Fernweh-Kranke träumt.

Auch für uns ist Australien ein Traumziel. 19 Millionen Einwohner auf einer Fläche, die grösser ist als Gesamteuropa. Das hört sich ganz nach unseren Traumvorstellungen eines Reiseziels an, lernten wir doch insbesondere die Einsamkeit und Abgeschiedenheit der Wüste bei unseren Saharatauren zu schätzen. Innerhalb Australiens bietet sich uns dabei Westaustralien (WA) als die Reisedestination schlechthin an. In der westlichen Hälfte des roten Kontinents leben gerade einmal 1.8 Millionen Menschen. Davon hocken zudem 1.6 Millionen im Grossraum Perth. Broome, die grösste Stadt im Norden von WA zählt kaum 14'000 Einwohner. Der Rest ist verstreut auf einige Minenstädte im Hinterland, riesige Farmen und einige Küstendörfer. Rein rechnerisch lebt weniger als ein Mensch auf jedem Quadratkilometer roter Erde. Einsamkeit pur. Da wollen wir hin.

Ironie einer jeden Australienreise ist, dass der grossen Einsamkeit zunächst die drangvolle Enge bei der Anreise vorangestellt ist. Zusammengepfercht in der Aluminiumröhre sehnen auch wir uns 17 Stunden lang nach voller Beinfreiheit und Platz zum Atmen. Insbesondere Joly hat ein schwere Los gezogen. Neben ihr ist ein zweibeiniges Walross gestrandet, das bei jedem Atemzug mit den fetten Oberarmen aus der Sitzschale herausquillt. Der Stopover in Dubai erweist sich da als wahre Erlösung. Etwas ziellos laufen wir 2 Stunden durch den unglaublichen Konsumtempel, bevor uns Emirates Airline in einer 777 mit etwas mehr Beinfreiheit nach Perth weiterspeditiert.

Der Flughafen in Perth empfängt uns mit durchorganisierten Einreisekontrollen und sauber blitzenden Fluren. Schon der erste Blick durch die Empfangshalle gibt einen guten Eindruck, was den Reisenden in Australien erwartet. Australische Freundlichkeit gepaart mit englischer Korrektheit. Und: Verbotsschilder. In der Menge wie Hinweisschilder mit den polizeilichen "do's" und "don'ts" an den Wänden hängen, erwächst in uns der Eindruck, dass die Schilder anscheinend irgendwo kostenlos gedruckt werden. Zumindest sind wir so im Bilde, dass rauchen, telefonieren und fotografieren im Abfertigungsbereich verboten sind und Zuwiderhandlungen 1'000 australische Dollar kosten.

Nach der Passkontrolle müssen wir noch durch den Zoll für die Einreise. Der ist in Australien aber nicht nach "zollfrei" und "zollpflicht" unterteilt sondern hier gilt "freie Einreise" oder "Quarantäne". Meinem Starrsinn ist es zu verdanken, dass wir uns an der langen Schlange zur zweitgenannten Kontrolle anstellen dürfen. Anscheinend bringt jeder Australier aus dem Urlaub irgendetwas mit, das zunächst in Quarantäne muss. Wir sehen Tierfelle, Holzstühle und sogar ganze Wandschränke. Und wir stehen hier nur wegen einem Glas Nutella! Allzu lange müssen wir jedoch nicht warten, dann schickt uns eine freundliche Zöllnerin lachend weiter zur freien Einreise. "Das Zeug gibt es hier auch überall zu kaufen. Bloss mag es keiner..."

Schnell sitzen wir in einem Taxi zum Stadtzentrum. Unser Fahrer stammt aus Uruguay und ist ein gesprächiger Typ. So erfahren wir schnell von den Gefahren des Grossstadtdschungels. An jeder Kreuzung Rotlichtkästen und viele mobile Radarfallen. Thema eines jeden australischen Autofahrers scheint zu sein, wie viele Punkte er noch hat. Richtig gelesen. In Australien wird jeder Fahrer mit Erwerb des Führerscheins mit 12 Guthabepunkten ausgestattet. Sind die aufgebraucht, ist der Führerschein weg. Dabei gilt für jedes Vergehen eine Verjährungsfrist von 3 Jahren. Empfindliche Geldstrafen und das Punktesystem scheinen aber zu wirken, gesittet und wohlgeordnet strömt der Verkehr in Richtung Zentrum.

Das Hotel IBIS in Perth ist ein gesichtsloses Mittelklasse Hotel, aber genau richtig für unsere Erfordernisse. Die Zimmer sind gut und die Aussicht über die Stadt beeindruckend. Lediglich die laute Klimaanlage im Haus und der wenig gedämmte Strassenlärm trüben den Eindruck. Zum Abendessen finden wir uns in einer belgischen Bierkneipe auf der anderen Strassenseite ein. Das Essen ist vorzüglich und der Kellner platzt fast vor Freundlichkeit. Nachdem wir am nächsten Morgen bei Miss Maud ein schwedisches Frühstück zu uns nehmen, stellen sich uns allerdings erste Fragen, was denn bitte schön ein richtiger Australier ist und wo die sich verstecken.

Nachdem wir den ersten Tag in Australien mit Steve und Sally (unsere Reisebegleiter vom 96er Kongoabenteuer) und ihrem Sohn Archa verbracht haben, befördert uns am Dienstag Morgen ein pakistanischer Taxifahrer in den Vorort Bassendean, wo wir unseren Mietwagen abholen wollen. Nachdem unser Fahrer ein Rotlicht überfahren hat, den Blinker erst nicht setzt und danach nicht mehr abstellt, bin ich nicht recht sicher, dass der eigenartige Geruch im Taxi von seinen Alkoholausdünstungen kommt. Auch eine Möglichkeit, die Vorfreude auf den eigenen Wagen zu steigern...

Ralf, der Vertreter von TCC (Travel Car Center), begrüsst und freundlich und führt uns zum Landcruiser, der uns in den nächsten 6 Wochen ein Heim sein soll. Der Wagen steht in einer blitzblank aufgeräumten Halle und wurde von Ralf bestens präpariert. Obwohl der Wagen ein 2001er Baujahr und gerade 93'000 km auf dem Tacho hat, sind die (Miss-)brauchsspuren vorheriger Mieter aber nicht zu übersehen. Insbesondere im Türbereich und am Heck zeugen starke Dellen von ruppigen Bodenkontakten des Chassis. Ansonsten ist der Wagen aber in sehr gutem Zustand und zudem voll ausgerüstet. Neben der Küchenausrüstung (mit Steingutgeschirr), Tisch und Stühlen ist vor allem die umfangreiche Werkzeug- und Bergungsmaterialausstattung erfreulich. Nur was wir mit der elektrischen Winde anfangen sollen, wissen wir noch nicht. Aber abenteuerlich sieht es allemal aus.

Nachdem uns Ralf eingewiesen hat (so viel musste er da natürlich nicht erklären), habe ich erst einmal mit der rechten Hand in die Fahrertüre und suche dann mit der linken Hand ungewohnt nach dem Schaltknüppel, bevor es losgehen kann. Etwas unsicher biege ich in den Linksverkehr, fühle mich bald aber schon heimisch auf der "falschen" Seite zu fahren (nur die umgekehrte Anordnung von Blinker und Scheibenwischer habe ich nie so recht in den Griff bekommen).

Unser Ziel ist als erstes ein grosser Supermarkt, bei dem wir einen Grundstock an Vorräten für die gesamte Reisedauer einkaufen. Ausserhalb von Perth dürften das Angebot geringer und die Preise höher sein, denken wir uns. Nach einem Marathoneinkauf von 2 Stunden stehen wir geschafft an der Kasse und verursachen bei der Kassiererin fast einen Herzinfarkt. Aber es ist wohl nicht so üblich hier, dass jemand mit 2 randvoll gefüllten Einkaufswagen aufkreuzt. Die meisten Kunden bescheiden sich mit einer Handvoll Waren. Bei Öffnungszeiten von frühmorgens bis tief in die Nacht, 7 Tage die Woche, leuchtet es ein, warum die Menschen in der Stadt Lebensmittel nicht auf Vorrat kaufen. Ausserdem lassen sich so die hohen Kreditzinsen vermeiden. Wir sind die einzigen Kunden, die bar zahlen, die Einheimischen begleichen alle Summen über 10 Dollar mit Plastikgeld.

Nachdem wir notdürftig den Inhalt der beiden Einkaufswagen in den beschränkten Fächern des Toyota untergebracht haben, geht es endlich auf grosse Fahrt. Nur mit einem notdürftigen Stadtplan bestückt orientieren wir uns am Sonnenstand um Perth nach Norden zu verlassen.

Es dauert eine ganze Zeit, bis wir in den weitläufigen Vorstädten der Millionenstadt merken, dass wir irgendwie auf dem Holzweg sind. Zwar befinden wir uns auf den richtigen Fernstrasse, aber die Richtung ist nach dem Überqueren des Swan River eindeutig falsch. Erst als mir im wahrsten Sinne des Wortes ein Licht aufgeht, dass die Mittagssonne ja gar nicht im Süden sondern im Norden steht, ergeben Landkarte und Fahrtrichtung einen Sinn.

Pinnacles

Nach 130 Kilometern erreichen wir erschöpft für den Tag den kleinen Ort Lancelin. Auch dem örtlichen Camping treffen wir auch den - aus unserer Sicht - ersten echten Australier. Der Campingwart entspricht allen unseren Erwartungen. Bierbefüllt, mit rotem, pockennarbigem Gesicht und ausserndem Bauchumfang führt er uns auf dem kleinen, etwas heruntergekommenen Platz herum. In unendlich zerdehnten und vernuschelten Worten erklärt er uns die Anlage. Verstehen können wir leider nichts, aber die Szenerie spricht ja für sich selbst. Wollen wir nur hoffen, dass nicht alle australischen Campingplätze als Wohnstadt der sozial Schwachen und Alkoholabhängigen dienen.

Zu unserem Verdruss warnt uns der Campingwart, von Lancelin aus weiter nach Norden die Küste entlang zu fahren. Das war genau unser Plan, denn hier liegen wunderbare weisse Sanddünen und eine traumhafte Piste soll den Strand entlang bis zum Nambung National Park führen. "Die Amis liegen mit zwei Flugzeugträgern vor der Küste und bombardieren die Region zur Übung." Dass die Flugzeugträger

tatsächlich da sind, hörten wir schon am Vortag in Perth, wo der Anzac Day (Erinnerung an Kriegshelden) gefeiert wurde. Und auf dem Weg nach Norden für die Piste tatsächlich an einem militärischen Sperrgebiet vorbei, dass laut Reiseführer aber nur noch selten genutzt werden soll. Für uns ist es aber eh unverständlich, warum sich in einem so grossen und streckenweise öden Land wie Australien kein besserer Platz findet, die Natur mit Bomben kaputt zu schmeissen. Aber das sieht man in Australien etwas gelassener, wie ein ausgiebiger Blick auf die Landkarte belegt. Gerade Nationalparks scheinen militärische Sperrgebiete geradezu magnetisch anzuziehen.

Die Nacht verläuft ruhig und ohne das erwartete TNT-Gewitter. Zu unser freudigen Überraschung ist der Weg gemäss der Beschilderung am Eingang zum Sperrgebiet zur Durchreise offen. Dank einer handgezeichneten Karte, die wir an der einzigen Tankstelle in Lancelin erhalten hatten, finden wir eine passable Piste nach Norden und erreichen nach rund 20 Kilometern den kleinen Ort Wedge. Abschnitten von der Umwelt fristen hier einige Späthippies und Surferfreaks ihr Dasein. Der Ort aus Wellblechhütten und gesammeltem Strandgut erscheint uns nicht gerade als Aussteigerparadies.

Wir erklimmen mit dem Toyota eine grosse, schneeweisse Düne und rasten zunächst für die Mittagszeit. Dank eines guten Gezeitenkalenders aus dem Internet warten wir den Nachmittag und die einsetzende Ebbe ab, bevor wir uns auf den Strande wagen. Denn wir wollen weder den Wagen als ganzes riskieren, noch mit Salzwasser in Berührung kommen. Auch jede noch so kleine Fahrt durch die Gischt hinterlässt hässliche Salzflecken am Wagen, die weder wir noch der Vermieter gerne haben. So dankbar wir für die freie Streckenwahl bei unserem Vermieter sind (die grossen Autoverleiher wie Britz, Kea etc. legen einem erhebliche Restriktionen auf, dass man sich fragen muss, warum man überhaupt eine Allradfahrzeug mieten soll), so sehr wollen wir den Wagen auch schonen und nicht anders behandeln als unseren eigenen daheim.

Gegen halb drei gehen wir auf die Standpiste und erfreuen uns der Fahrt zwischen den Elementen. Ein Loch in der Dünenwand nutzen wir für eine weitere ausgiebige Pause und einen Spaziergang am Strand entlang. Leider dauert das Fahrvergnügen nicht sehr lange. Bereits nach 7 Kilometern müssen wir den Strand wieder verlassen. Es ist fast Vollmond und die Ebbe nur schwach ausgeprägt. So durch das Wasser fräsen wie die jungen Leute, die uns in ihren schicken Eiscafé-Offroadern überholen, wollen wir nicht. "Wenn die wüssten, wie wunderbar ihre Chromkarossen nach dem Bad anfangen werden zu rosten." Wir verabschieden uns vom Strand und wählen wieder eine Piste durch das Hinterland. Dabei geht es recht eng zu und wir müssen die Spiegel einklappen, um nicht an dem dichten Gebüsch hängen zu bleiben. Nur noch langsam hoppeln wir durch die Gegend und hoffen, auf keinen Gegenverkehr zu treffen. Ausweichmöglichkeiten gibt es oft für einige Kilometer keine.

Langsam drängt die Zeit. Die Sonne senkt sich bereits bedrohlich zum Horizont und unser Plan die berühmten Pinnacles im Nambung N.P. im Abendlicht zu besuchen, droht zu platzen. Aber beeilen können wir uns auf dieser Piste nicht.

Das Kassenhäuschen am Parkeingang ist bereits verlassen, als wir den Nambung N.P. Erreichen. Dennoch bleiben uns einige Minuten, die bizarren Pinaccles im warmen Abendlicht zu bestaunen. Wie Termitenhügel wachsen die bis zu 4 Meter hohen Kalksteine in den unterschiedlichsten Formen aus dem Boden. Dabei ist die Entstehungsgeschichte der Pinaccles geradezu umgekehrt. Durch einsickerndes Wasser im Boden gebildet, werden sie erst sichtbar, wenn die umliegende Erde von der Erosion weggeschafft wurde. Frenetisch verknipse ich bis zum Sonnenuntergang zwei Filme und freue mich wie ein kleines Kind über jede Perspektive, jeden Schatten und jede noch so ungewöhnliche Form der Steine.

Erst in der Dunkelheit erreichen wir Cervantes, wo wir auf dem Campingplatz übernachten wollen. Beim aufpumpen der Reifen an der Tankstelle stelle ich fest, dass eine der Ventilkappen aufgeplatzt ist. So frage ich an der Kasse nach, ob sie Ersatz hätten. Der knurrige Tankwart kramt in diversen Schubladen, bis eine neue Kappe zum Vorschein kommt. Auf meine höfliche Frage, was die kappe den kosten solle, kommt eine echt australische Antwort. Bemüht, witzig zu sein, krächzt mir mein Gegenüber entgegen: "1 Million Dollars. But for you it's for free."

Kurz vor Toresschluss können wir uns noch auf dem Campingplatz einmieten und suchen auf dem dunklen Gelände nach dem uns zugewiesenen Standplatz. Der Platz E17 sollte eigentlich für uns sein, ist

aber zu einem grossen Teil vom Nachbar mitbelegt. Ach, was soll es, denken wir uns. Mit dem schmalen Wagen ist für uns noch alle mal Platz. Kaum beginne ich, auf dem Platz einzuparken, kommt der Bewohner des naheliegenden Wohnwagens wie von der Tarantel gestochen auf uns zu und lässt unwirsch eine Schimpfkannonade über uns ergehen, was wir uns erlauben würden, auf seinem (!) Platz zu parken. Unsere leise Anmerkung, dass uns die Rezeption den Platz zugewiesen hätte, geht in den nächsten Beschimpfungen unter. Wir sind etwas geschockt und treten den Rückzug zur Rezeption an, wo wir kommentarlos einen anderen Platz zugewiesen bekommen.

Ziemlich irritiert suchen wir den neuen Platz, der zum Glück eindeutig unbewohnt ist und richten uns ein. Sollten die Australier doch nicht ganz so nett sein, wie wir bislang den Eindruck hatten? Dass insbesondere nach übermässigem Bierkonsum einige Aggressivitäten frei gesetzt werden können, war uns bekannt. Aber so etwas? Noch während ich grüble, kommt der grobschlächtige Mittfünfziger erneut auf mich zu. Während ich mich schon nach Deckung umsehe, fragt er etwas kleinlauter, ob ich der Kerl wäre, den er eben angefahren hätte. Nachdem ich das bejahe, entschuldigt er sich ganz höflich für seine vorherigen Ausfälle (am Abend zuvor hatte die Rezeption bereits den gleichen Fehler gemacht und seinen Platz erneut vergeben) und wünscht uns noch eine schöne Reise in seinem Land. Nun bin ich ganz verdattert. Mit diesem (verbalen) Schlag wirken alle Australier auf einmal wieder viel sympathischer.

Dass Australien kein Reiseziel für Langschläfer ist, zeigt sich spätestens am nächsten Morgen. Bereits um halb sechs holt uns der Wecker aus den Federn. In einer Stunde ist Sonnenaufgang und da wollen wir an den Pinnacles sein und das weiche Licht des Morgens zu erleben. Zu unserem Erstaunen strahlen die Kalksteine im Morgenlicht in gelben, orangen und beigen Töne vor dem klaren, blauen Himmel des jungen Tages nochmals kraftvoller als am Vorabend. Zudem können wir auf unsere netzbewehrte Kopfbedeckung verzichten, da den unzähligen Fliegen das Fliegen am morgen wohl noch zu kalt ist. Das gleiche gilt auch für die Touristengruppen. - Nur, dass die natürlich nicht eingeflogen werden, sondern busweise heran gekarrt werden.

Insbesondere die Abstecher zu Fuss weiter weg von der kleinen Ringstrasse, die durch den Park führt, gefallen uns sehr gut. An Stellen wo nicht alles mit Fussabdrücken übersät ist kommen leise Entdeckergefühle auf, finden sich Motive und Perspektiven, die uns immer neu überraschen. Mit dem Eintreffen der ersten Tourgruppe halten wir auf den Parkausgang zu. Dort erstehen wir auch noch das einmonatige Eintrittspermit für alle Nationalpark in Westaustralien, das mit AUD 22,50 pro Fahrzeug geradezu spottbillig ist.

West Coast

Durch karge Farm- und Küstenregionen fahren wir weiter nach Norden. Ein heftiger Sturm tobt über das ausgetrocknete Land, doch zeigt sich am Himmel nicht die kleinste Spur einer Wolke. Von Horizont zu Horizont blinkt und blitzt das Firmament in Neon blau. Nach einem kurzen Einkauf in Jurien legen wir den 5. Gang ein und lernen, Australien zu erfahren. Die gut 200 Kilometer bis Geraldton (einer "echten" Stadt) sind in 2 Stunden bewältigt. Ausserhalb der Ortschaft ist Verkehr auf der Strasse quasi nicht existent, so dass sich das Autofahren auf den teils schnurgeraden Strassen darauf beschränkt, auf der linken Fahrbahnseite zu bleiben, die Böschung nach Kängurus abzusuchen und die Uhr zu beobachten, wie die Zeit verrinnt. Den Kilometerzähler des Wagens braucht man nicht mehr zu beachten. 100 Kilometer sind einer Stunde.

Hinter Geraldton halten wir erneut auf die Küste zu und suchen den Kalbarri N.P. auf. Leider gibt es in dem Park selbst keine Campingmöglichkeit. So müssen wir auf einen kommerziellen Camping in Red Bluff ausweichen. Wie wir später erfahren, haben einige Nationalparks ihre Campsites mangels Nachfrage geschlossen. Die Australier - Offroad-, Angel- und Naturverrückt wie sie sind - bevorzugen doch lieber den Komfort eines kommerziellen Platzes mit Stromanschluss, fliessend Wasser und Sanitäreanlagen. Dass dabei das Erlebnis Natur weitgehend verloren geht, fällt Menschen, die in einer solchen Umgebung, die nur aus Natur pur besteht, gar nicht auf. So sind wir anscheinend die einzigen, die der ununterbrochene Lärm des Kühlaggregats des Campingrestaurants stört.

Der Kalbarri N.P. ist regelrecht zweigeteilt. Neben beeindruckenden Aussichtspunkten an der Steilküste lockt die wilde Schlucht des Murchinson River, der das weiche Gestein des Umlandes tief eingeschnitten

hat. An der Steilküste haben wir leider keine echte Freude. Angriffslustig und todesverachtend stürzen sich ganze Heerscharen von Fliegen auf uns. Obwohl wir uns unter unseren Kopfnetzen verschanzen, zerrt das penetrante Gebrumme der Plagegeister und die von der dunklen Leiberwolke eingeschränkte Aussicht an unseren Nerven. Abwehrmassnahmen wie das ungezielte zusammenklatschen der Hände über dem Kopf (Trefferquote 5 bis 10 Brummer) gibt einem zwar die Befriedigung, sich irgendwie gewehrt zu haben. Weniger Fliegen werden es deswegen jedoch nicht. Wir flüchten zurück ins Auto und kämpfen dort noch einige Zeit weiter, bis wir die Lufthoheit zurück erlangt haben.

Am Natures Window, einem kleinen Natursteinbogen, der den Einstieg in die Schlucht des Murchinson River markiert, sind die Verhältnisse zum Glück etwas besser. Im Schatten, bei etwas Durchzug können wir sogar die Netze vom Kopf nehmen und die grossartige Natur ohne Maschen vor der Nase geniessen. Zum wandern sind wir dann aber für den Fliegenschutzwall wieder sehr dankbar. Anstatt pausenlos hilflos mit den Armen um den Kopf zu fuchteln, können wir in den Canyon absteigen und etwas am Fluss entlang spazieren. Krokodile gibt es hier keine. Die kommen erst ab Broome im hohen Norden. Dafür fallen uns etliche Papageienarten in den Eukalyptusbäumen auf. Ihr farbiges Gefieder steht in nahezu unwirklichem Kontrast zur weissen, plastikartigen Rinde der Bäume.

Zurück zur Hauptstrasse müssen wir den Wagen wieder 20 Kilometer über bösestes Wellblech treiben. In den australischen Nationalparks wird anscheinend nicht nur die Natur konserviert sondern anscheinend auch der berüchtigt schlechte Zustand der Pisten. Kurz vor der Asphaltstrasse übertönt dann ein metallisch dumpfes knacken all die anderen Surr-, Klirr- und Klappergeräusche des Wagen. "Das hört sich aber gar nicht gut an" kann ich gerade noch zu Joly sagen und merke dann schon ein eigenartiges Pumpen in der Bremse. Auf dem Asphalt (bei geradezu studiohafter Geräuschlosigkeit) können wir das einzig verbliebene Geräusch klar der Hinterachse auf der Beifahrerseite zuordnen.

Im Schneckentempo eiern wir zurück nach Kalbarri. In der kleinen Ortschaft telefonieren wir zunächst mit der Autovermietung und lassen uns grünes Licht geben für einen Besuch einer örtlichen Garage. Im Kalbarri Auto Center (einem zwei Mann Betrieb mit sensationell geringem Ordnungssinn) werden wir freundlich empfangen. Glen - einer der beiden Brüder, die die Garage betreiben - setzt den Wagen sofort auf eine Hebebühne und demontiert das Rad. Meine Hoffnung bewahrheitet sich. Der Schaden ist gering. Es hatten sich lediglich beide Haltebolzen der Bremsbacken verabschiedet. Anscheinend war bei der letzten Reparatur (Radlagerwechsel, wie wir bei der Wagenübergabe erfahren hatten) vergessen worden, die Bolzen ordnungsgemäss einzukleben. Auf der Wellblechpiste haben sie sich dann losgerappelt und schliesslich ganz verabschiedet.

In einem Berg alter Schrauben suche ich nach Ersatz. Das passende Feingewinde mit entsprechender Schraubenlänge zu finden entwickelt sich zur berühmten Suche im Heuhaufen. Nur dass ich mir die Finger dabei deutlich dreckiger mache. Schliesslich finden sich zwei Bolzen, die uns vorübergehend aushelfen. Für den nächsten Morgen hat Glen die Originalteile aus Geraldton bestellt.

Fünf Minuten nach acht Uhr stehen wir am nächsten morgen wieder am Kalbarri Auto Center und sind gespannt, ob Glen und die Ersatzteile schon da sind. Zu unserem Erstaunen, ist Glen schon mitten in der Arbeit. Die Front des Ford Falcon Mietwagen, der vor der Garage steht ist weitgehend zerstört. Blut ist bis über das Wagenheck gespritzt. Die Fahrerin, eine ziemlich übergewichtige, ältere Dame ist völlig aufgelöst und sorgt sich um das Auto, den Vermieter, das Känguru, das Blut und urplötzlich auch noch um den Schlüssel ihres Wagens, den sie bei aller Aufregung gerade im Kofferraum des Fords eingeschlossen hat. Bevor die Dame gleich selbst noch zum Notfall wird, versuchen wir sie zu beruhigen. Glen mag zwar ein guter Mechaniker zu sein, würde aber wohl erst merken, dass der Frau und nicht nur dem Wagen was fehlt, wenn er beim nach Hause Weg am Abend über den eigentlich unübersehbaren Körper stolpert.

Während Joly die Frau zu beruhigen sucht, suche ich einen Weg in den Kofferraum des Wagens. Der Mittelsteg der Rückbank lässt sich zwar öffnen, aber nur ein Kleinkind hätte eine reelle Chance, in den Kofferraum zu krabbeln. Während Glen bereits Hammer und Stemmeisen bereit legt, rappelt sich die Fahrerin auf und greift zur Bedienungsanleitung des Wagens, wo eine kleine Abbildung zeigt, dass der Kofferraum mittels eines versteckten Hebels geöffnet werden kann. So wird erst der Schlüssel geborgen, dann der Wagen bewegt und keine 20 Minuten später sind wir mit den neuen Bolzen an der Hinterachse auf dem Weg zur Shark Bay.

Der Shark Bay Maritime Park, 600 Kilometer nördlich von Perth, wird von der Unesco als Weltnaturschutzgebiet angesehen. Dementsprechend hoch sind unsere Erwartungen, als wir von der Nationalstrasse 1 zur Halbinsel nach Denham abbiegen. So klein die Halbinsel auf der Karte auch ist, so sehr verdeutlichen die 129 zu fahrenden Kilometer bis Denham, welche aussergewöhnliche Dimensionen der Kontinent zu bieten hat. Nach einem kurzen Stop bei den Stromatoiden von Hamelin (älteste noch lebende Organismenform) zieht es uns zur Shelly Beach, einem Wunder der Natur.

Auf einer Länge von fast 2 Kilometern besteht der Strand aus unzähligen kleinen, weissen Muscheln, die bis in eine Tiefe von 10 Metern reichen. Warum diese Unmenge Muscheln sich gerade an diesem Standabschnitt so häuft, ist ungeklärt. Phantastisch ist der Ort allemal. So weit der Reiseführer. Leider durften bis weit in die 90er Jahre Touristen, Einheimische und Reiseunternehmen mit ihren Fahrzeugen den Strand befahren und haben dabei einen Grossteil der Faszination dieser Küste zerstört. Viele Löcher zeugen zudem vom (verbotenen) Abtransport der Muscheln. So strikt Australien sonst bei seinen Naturschönheiten ist, so unverständlich ist es, dass das Fahren auf dem Strand nicht früher verboten wurde, bzw. überhaupt gestattet war. Aber auch in Australien scheint das Motto: "Freie Fahrt für freie Bürger" Vorfahrt zu haben.

Der in der Nähe gelegene Francois Perron N.P. im Herzen der Shark Bay ist unser nächstes Ziel. Im Reiseführer als "Mekka für an einzigartiger Flora und Fauna interessierte Besucher" beschrieben, sind wir recht enttäuscht über den monotonen, flachen Strauchbewuchs. Zumindest halten die tiefsandigen Fahrspuren einen allzu grossen Besucherandrang ab. Zumindest finden wir für den Abend einen schönen Nachtplatz direkt am Meer, wo wir zum Abendessen die Füsse unter dem Tisch in der Meeresbrandung baumeln lassen können.

Auch die Rundfahrt durch den Park erweist sich als wenig ergiebig. Zwar finden wir an der Nordspitze der Halbinsel eine grosse Vogelkolonie am Strand, die wird jedoch bald von einem direkt am Strand vorbei knatternden Motorboot aufgeschreckt und in alle Winde zerstreut. In manchen Ecken des Parks müssen wir zudem gut aufpassen, uns im butterweichen Sand nicht festzufahren. Ohne richtigen Schwung und auf der kleinen Piste zwischen den Sträuchern eingeklemmt ist das ein reelles Risiko im Park, welches wir gerne vermeiden wollen, zumal Sandbleche nicht zur Ausrüstung des Wagens gehören und in Australien nahezu unbekannt sind. (Statt dessen hätten wir ja die prächtige Winde, mit der wir einen Strauch nach dem anderen ausreissen könnten, wenn auch das Luftablassen nicht mehr hilft.)

Wir beschliessen, zum Nachmittag den Park bereits wieder zu verlassen und steuern Monkey Mia an. Berühmt für seine "interaktiven" Delfine liegt das Ressort wunderbar an der Shark Bay. Leider ist der geräumige Camping total ausgebucht. Der Platz quillt mit Urlaubern förmlich über. Dabei sind wir in der absoluten Nebensaison unterwegs. Die Reisenden, die den Platz belegen, halten sich jedoch an keine Reisezeit. Es sind vornehmlich ältere Ehepaare, die sich nach ihrer Pension den Lebensraum erfüllen und einmal "ganz" Australien bereisen. Diese Rentnergruppe, die bereits unter dem Begriff "grey nomads" soziologisch untersucht wird, bildet die mit Abstand grösste Reisendengruppe in Australien. Junge Australier treffen wir auf den Campingplätzen hingegen kaum.

Zu unserem Glück findet sich noch ein kleiner Standplatz an der Zeltwiese, wo wir auf dem Parkplatz übernachten dürfen. Dabei meint es das Schicksal noch richtig gut mit uns. Zwei Wohnmobile müssen direkt vor dem Generatorhaus des Ressorts stehen, in dem 24 Stunden am Tag Strom erzeugt wird. Völlig unverständlich, warum die lärmenden Generatoren nicht etwas ausserhalb der Anlage gebaut werden können. Auf nahezu jedem Camp mit eigener Stromversorgung bildet der Generator den Mittelpunkt der Anlage. Stören - wundert es wen? - tut es anscheinend niemanden. Die meisten Gäste der Anlage sind (altersbedingt) eh halbtaub.

Was hat es nun aber mit den "interaktiven" Delfinen auf sich? Monkey Mia ist "weltberühmt" für seine Delfine, die seit einigen Jahren zu bestimmten Uhrzeiten an den Strand geschwommen kommen, um sich dort von Mitarbeitern und Gästen des Ressorts füttern zu lassen. So aufregend der nahe Kontakt mit den intelligenten Meeressäugern auch sein mag, der Zirkus, der im sogenannten "Interaktionsgelände" am Strand abgehalten wird, erinnert doch mehr an Disneyland als an einen Naturpark. Rund 60 Ressortgäste drängeln und schubsen sich an der Wasserlinie entlang, um drei träge Flipper zu sehen, den auf und ab

schwimmen, bis die Eimer mit toten Fischen leer gefressen sind. Nach zwei Fütterungen am Vormittag müssen die Tiere dann nachmittags in der Bucht selber Fische jagen (oder bis zum nächsten Morgen Diät halten).

Wesentlich interessanter als die angefütterten Delfine erscheinen uns die Pelikane, die im Dutzend am Strand her marschieren. Auch sie haben sich an die Anwesenheit von Menschen gewöhnt und stehen zur abendlichen Fütterung regelrecht Schlange. Wenn die Hobbyangler auf speziellen Tischen am Meer den Fang des Tages ausnehmen, kommt aber doch einige Unruhe in die archaischen Flugtiere. Das Gezerre um die besten Stücke und die trägen Flugmanöver (einem Flugboot nicht unähnlich) sind die wahre Attraktion von Monkey Mia. Zumindest in unseren Augen.

Zurück auf dem Weg zur Nationalstrasse 1 haben wir dann fast den ersten Unfall mit einem Wildtier. Hatten wir bislang Glück, dass keine Känguru, Emus oder Dingos unseren Weg unmittelbar kreuzten, schiessen wir an diesem Morgen fast einen der mächtigen Adler ab, die auf der Strasse den Kadaver eines der unzähligen toten Känguru ausweidete. Die auf dem Boden hockend rund 80 cm hohen Tiere (Flügelspannweite über 2 Meter) haben keine natürlichen Feinde und dementsprechend auch keine Angst vor einem herannahenden Auto. Trotz meiner Vollbremsung schafft der Adler nur knapp den Schwung über unser Dach. Der Wind hatte ihn beim Aufstieg behindert und zurück auf unsere Spur gedrückt. Nicht nur zu seinem Glück bleibt die unvermeidlich geglaubte Kollision aus. Wir atmen tief durch, haben wir uns doch schon mit Adlerfeder, Krallen und Schnabel im Kunststoffhochdach weiterreisen gesehen.

In Carnavon, der einzigen Stadt (6'900 Einwohner), die wir heute passieren, müssen wir dringend einkaufen und auftanken. Mit den 180 Litern Diesel im Toyota können wir gut kalkulieren und auf die billigeren Tankstellen in Stadtnähe zurückgreifen. Während abgelegene Tankstellen bis zu AUD 1.30 pro Liter Diesel nehmen (Roadhouses im Outback kommen auf bis zu AUD 1.60) sind die Spritpreise in den Städten mit AUD 1.00 bis 1.15 deutlich günstiger.

Auch der kleine Supermarkt bietet (bis auf frisches Gemüse) ein reichhaltiges Angebot. Insbesondere Fleisch und vorzügliche Joghurts wecken unser Interesse. Das wenige vorhandene Gemüse ist teilweise so teuer (das Kilo Brokkoli zu 6 AUD), dass wir lieber verzichten und uns anderweitig ernähren. Zum Kauf eines Sixpacks Fosters Bier muss ich dann noch in den gegenüber liegenden Bottlestore. Der Verkauf von Alkohol unterliegt in Australien strengen gesetzlichen Regelungen und ist hoch besteuert. So kommt die 375 ml Dose Bier auf stolze AUD 2,50. Dennoch scheint der Bierkonsum bei weissen Australiern und Aborigines der Volkssport Nummer eins zu sein, der in geistiger Umnachtung des überhöhten Alkoholkonsums wohl auch einigen kriminellen Tatendrang freisetzt. Der Bottlestore ist befestigt wie eine Fort Knox. Der kastenförmige Bau ist fensterlos und die schweren Panzertüren, durch die man eintritt werden am Abend durch aussen angebrachte Stahlträger nochmals zusätzlich gesichert. An der Tankstelle frage ich dann die Kassiererin, ob die Vorsichtsmassnahmen nicht etwas übertrieben seien. Denn an der Tankstelle prangt ein grosses Schild, dass die Kasse nicht mehr als 100 AUD Wechselgeld in der Kasse hat. Alle Einnahmen werden sofort in einen Erdbunker eingeworfen, bevor sie allabendlich zur Bank gehen. Das junge Mädchen an der Kasse beteuert, selbst noch nie überfallen worden zu sein. Aber es habe immer wieder grosse Probleme mit betrunkenen "Locals" gegeben. Wer das genau sei, kann ich leider nicht mehr erfragen, da ein weiterer Kunde den Raum betritt und die Kassiererin deutlich schweigsamer wird.

Für den Nachtplatz nehmen wir einen kleinen Abstecher von der Hauptstrasse in Kauf. 50 Kilometer von der Hauptstrasse entfernt befinden sich laut Karte die bekannten "Blowholes". Das sind Kavernen und Löcher in der felsigen Küste, aus denen aufgrund der Gewalt der Wellen das Wasser einem Geysir gleich in den Himmel geschossen wird. Würde in Europa niemand auf den Gedanken kommen, am Abend für den Nachtplatz nochmals 50 Kilometer Umweg zu machen, sind wir hier bereits nach 30 Minuten an dem eindrucksvollen Küstenabschnitt angelangt. Das Meer schlägt mit Gewalt gegen den Fels der Küste, die sich mit messerscharfen Abbruchkanten und Witterungskanten wehren zu wollen scheint. Vorsichtig turnen wir über die Felsen und achten peinlich darauf, uns weder Schuhe noch Füsse zu zerschneiden. Das Schauspiel, welches die Blowholes aber bieten ist den Weg wert. Rund 10 Meter hoch reicht die Fontäne, die aus dem grössten Loch geschossen kommt, wenn eine besonders grosse Welle anlandet. Das Gurgeln im Fels und die darauf folgenden Eruptionen sind geradezu unirdisch.

Der Sonnenuntergang drängt uns dann aber weiter. Vor der Dunkelheit wollen wir den Campingplatz erreichen, der auf einer der Karten eingezeichnet ist. Joly verschlägt es fast die Sprache, als wir auf der abgewirtschafteten Schafsfarm ankommen, die zwischen alten Gattern und halbverfallenen Farmgebäuden einen sogenannten Camping eingerichtet hat.

Nach dem (wenn auch überfüllten) Luxuscamping in Monkey Mia erscheint der hiesige Platz wie die Übernachtung auf einem Schrottplatz. Aber das Camp hat auch seine Vorteile. Als das Licht schwindet und der Mond die Szenerie erhellt, hellt sich auch Jolys Miene wieder auf. Wir sind nahezu allein auf dem Gelände, können den Tierstimmen lauschen und sogar ein kleines Lagerfeuer machen. Zudem gibt es fließend Wasser, Strom für den Kühlschrank und sogar eine warme Dusche in den alten Wohngebäuden der Schafscherer. Eigentlich ist der Platz gar nicht mal so hässlich. Je länger wir am knisternden Feuer sitzen und in die helle Nacht hinaus schauen und den Dingos lauschen, desto besser gefällt uns dieses Fleckchen. Ist das nicht das Australien, das wir gesucht haben?

Am folgenden Morgen sind wir bereits früh unterwegs und übersehen im tiefstehenden Gegenlicht fast einen Zug, der die Strasse kreuzt. Nicht dass wir jetzt über einen unbeschränkten gebraust wären, aber auf dem glitzernden Asphalt nehme ich die Unebenheit nur schwach wahr und sehe erst im Rückspiegel das da was war. Wir halten an und setzen zurück. Und tatsächlich windet sich ein ganzer Zug kleiner Raupen von links nach rechts über die Strasse. Diese "Prozessions-Raupen" genannten Tierchen haben die lustige Angewohnheit, einander zu folgen wie ein langer Güterzug. Obwohl einzeln kaum 4 cm lang erwecken sie so bei räuberischen Tieren den Eindruck einer mehreren Meter langen Schlange. Später erfahren wir noch, dass die Raupen die Nacht als grosses Knäuel verbringen. Das Rätsel, wie dann ausgemacht wird, wer heute vorangeht, hat die Wissenschaft jedoch bis heute nicht gelöst.

Am frühen Nachmittag fahren wir bereits in den Cape Range N.P. ein. Nördlich des Wendekreises des Steinbocks und nahezu am westlichsten Punkt Australiens gelegen, ist der Park eine der verkannten Attraktionen des Kontinents. Während alle Welt vom Great Barrier Riff schwärmt, ist das der Küste vorgelagerte Ningaloo Riff nicht minder schön und dabei nur wenige Kilometer vom Strand entfernt. Im tropisch warmen Gewässer entfaltet sich eine einmalige Vielfalt marinen Lebens. Beim ersten Blick auf die Turquoise Bay, kann Joly mich nicht mehr halten. Entlang der sichelförmigen Bucht erstreckt sich ein wunderbarer Sandstrand, vor dem das türkisfarbene Wasser in kleinen Wellen ans Ufer schwappt.

Noch ehe der Wagen richtig abgestellt ist, bin ich schon in der Badehose und mit Schnorchel und Brille auf dem Weg zum Wasser. Ziemlich unüberlegt (zumindest waren noch einige andere Leute im Wasser) stürze ich mich in die Fluten und sehe auch sogleich etliche wunderbar gezeichnete, bunte Fische. Und: Quallen, Quallen, Quallen. Nicht die gefürchteten Würfelquallen, die einen Menschen auch nur bei geringster Berührung unter unglaublichen Qualen ins jenseits befördern, sondern kleinere, milchige Exemplare dieser unangenehmen Spezies. Ebenso schnell wie ich im Wasser war, bin ich auch wieder an Land. Nach Auskunft eines Einheimischen wären diese Quallen "harmlos". "Das sticht nur ein wenig". Wobei solche Auskünfte von einem Australier immer zu relativieren sind. Die ebenfalls tödlichen "Red-back" Spinnen und etliche giftige Schlangenarten, die mit ihren Giftmengen gleich eine ganze Kompanie umlegen könnten, werden ebenfalls als "lästig" bezeichnet. Nur Salzwasserkrokodile, die "Salties", haben den ganzen Respekt der Australier. Wir gehen aber nicht nur diesen 200 Mio. Jahre alten Fressmaschinen zu gerne aus dem Weg.

Wie harmlos die Quallen sind, lässt sich daraus ableiten, dass zwar die Australier ins Wasser gehen. Wenn dann aber bekleidet mit einem dünnen Ganzkörperkondom, der ähnlich einem dünnen Schwimmanzug die Nesseln der Quallen daran hindert, bei Kontakt mit der Haut aufzuplatzen. Lediglich Touristen springen weitgehend nackt im Wasser herum. Wobei springen die Fortbewegung im Wasser ganz gut charakterisiert, denn jeder begreift irgendwann, dass man da im wunderbaren Wasser nicht ganz alleine ist.

Unser Nachtlager schlagen wir an der Osprey Bay auf. Dem bislang schönsten Lagerplatz auf der Reise. Direkt über dem Strand gelegen genießen wir die Natur und Abgeschiedenheit des kleinen Camps. Besonders fasziniert sind wir von den fantastischen Felsformationen, die bei Ebbe sichtbar werden und im Abendlicht in den verschiedensten Farben glänzen. Aber auch hier vermag die Tierwelt Australiens einem einen kleinen Schauer über den Rücken zu jagen. In den Felsspalten kleben urzeitlich wirkende Tiere, die

wie Blutegel mit Rückenpanzer aussehen und teils die stattliche Grösse von 15 cm erreichen. Unnötig darauf hinzuweisen, dass natürlich auch diese Viecher giftig sind.

Mit dem herrlichen Sonnenuntergang erhebt sich am gegenüberliegenden Horizont der Vollmond über die Berge der Cape Range Halbinsel. Hier könnten wir eine ganz Woche bleiben. Leider lässt das die begrenzte Zeit des "kurzen" Jahresurlaubs aber nicht zu. Als wir zum Nachtessen noch Besuch von einem zutraulichen Wallaby erhalten, welches die drei Teller mit Wasser, die wir ihm hinstellen, ratzeputz ausschlabbert und erst eine ganze Zeit später im fahlen Mondlicht wieder wegehüpft wissen wir: dieser Platz ist vorgemerkt für eine lange Reise. Eines Tages mal...

Unseren Plan, den Cape Range N.P. nach Süden durch die ausgetrocknete, sandige Mündung des Yardie Creek zu verlassen, müssen wir leider aufgeben. Die Monatsflut zur Mondwende hat die Strecke teilweise überflutet und einige grosse, mit Salzwasser gefüllte Löcher hinterlassen. Die Durchfahrt an sich ist zwar kein Problem. Mit Blick auf die Salzwasserproblematik müssen wir die Fahrt entlang der Küste bis Coral Bay auf ein nächstes Mal verschieben. Statt dessen wandern wir etwas den Yardie Creek entlang und erfreuen uns der schönen Ausblicke auf die sonnendurchfluteten Felswände und an unserer Entscheidung, nicht im Touristenboot mit gefahren zu sein. Die Parkverwaltung bietet Fahrten auf dem Yardie Creek an, bei dem man einsam mit nur 49 anderen Passagieren über das Wasser kutschiert wird.

Nachdem wir feststellen mussten, dass Fahrten zum Ningaloo Riff mit einem Glasbodenschiff (tauchen und schnorcheln aber ebenfalls möglich) nur einmal am Tag um 11 Uhr durchgeführt werden und zudem in Exmouth vorgebucht werden müssen, quartieren wir uns auf einem Camping unterhalb des Leuchtturms an der Nordspitze der Cape Range Halbinsel ein. Ein wahrer Luxuscamping, auf dem wir uns für den nächsten Tag ausruhen können.

Pilbara

Erstmals zweigen wir von der Küste ab und steuern die Hamersley Range in der Pilbara Region an. Auch wenn die Fahrt durch zunehmend grünere und abwechslungsreichere Landschaft führt, zehren die zurückzulegenden 700 Kilometer etwas an unseren Kräften. Zumal wir zum Abend in der Minenstadt Tom Price noch einiges erledigen müssen. Der nur wenige tausend Einwohner zählende Ort, der das Zentrum des westaustralischen Eisenerzabbaus bildet, überrascht uns mit schön angelegten (bewässerte) Gartenanlagen und guter Infrastruktur. Während Joly den örtlichen Supermarkt durchstöbert (gutes Angebot, sehr tiefe, evtl. von der Minengesellschaft subventionierte Preise), beantrage ich beim örtlichen Fremdenverkehrsbüro eine Fahrgenehmigung für die Versorgungspiste entlang der Eisenbahnstrecke von Tom Price zum Hafen von Dampier. Die Piste gehört den Minengesellschaften und dient dem Unterhalt der Eisenbahnstrecke, auf der die mit 3.5 Kilometer zählenden, grössten Eisenbahnzüge der Welt im Stundentakt Eisenerz aus den Pilbara Bergen auf den Weltmarkt befördern.

Für die Erteilung der Fahrgenehmigung muss ich mir zuvor ein 20-minütiges Video anschauen und hinterher schriftlich bestätigen, dass ich alle Verhaltensregeln begriffen habe und zudem auf jegliche Haftungsansprüche gegenüber der Minengesellschaft verzichte, falls uns eine Muldenkipper, Schwertransport oder die Eisenbahn selber von der Piste räumen sollten. Das Video dehnt die drei Kernaussagen (maximal 80 km/h, immer mit Licht fahren und keine rote Bekleidung - könnte von Eisenbahnführern als Notsignal missverstanden werden) in unglaubliche Länge und erzählt mir ausserdem, dass ich ein viel besserer Autofahrer bin, wenn ich keinen Alkohol trinke, keine Drogen nehme, nicht übermüdet fahre, immer zwei Ersatzreifen, viel, viel Wasser und und und dabei habe.

Nahezu eingeschläfert unterschreibe ich den Haftungsausschluss und erhalte postwendend die Genehmigung zur Fahrt. Mittlerweile hat auch Joly ihre Einkäufe erledigt und im Wagen verstaut, sodass wir kurz vor Sonnenuntergang die letzten 100 Kilometer zum Karijini N.P. in Angriff nehmen können. Zunächst sanft, dann immer schroffer erhebt sich die Hamersley Range vor uns. Der sintflutartige Regen, der erst 4 Wochen zuvor mit einem Tropensturm über der Region niedergegangen war, hat die Halbwüste zu Leben erweckt. Das sanfte Abendlicht überzieht die üppig grüne Landschaft mit einem eigenartigen Zauber, sodass wir vor lauter Fotostopps erst nach Einbruch der Dunkelheit das Campsite an den Fortescue Falls erreichen.

Dank dem Hinweis unserer Campingnachbarn packen wir am nächsten Morgen nicht nur die Wanderschuhe, den Rucksack und die Fotoausrüstung sondern auch unsere Badesachen ein. So unscheinbar die Landschaft im Karijini N.P. Auf den ersten Blick ist, so überwältigend ist sie, wenn man an den Rand der unzähligen kleinen Canyons tritt, die den Park durchziehen. Der Abstieg in den Dales Gorge ist unkompliziert und führt hinab zu üppiger, fast tropischer Vegetation. Sind die Fortescue Falls schon ein Augenschmaus, geraten wir vollends in Verzückung, als wir den oberhalb gelegenen Fern Pool erreichen. Während die Palmen, die den Pool umsäumen, bereits von der Morgensonne kräftig beleuchtet werden, liegt das kristallklare Wasser des nahezu runden Teiches noch im Schatten. Papageien fliegen über die Wasseroberfläche und kreischen von den Bäumen. Auf der gegenüber liegenden Seite des Wassers plätschert ein kleiner Wasserfall in den Pool. So muss das Paradies ausgesehen haben. Nach einigen obligaten Fotos stecke ich bereits in der Badehose. Das Wasser ist kühl, aber wunderbar zum schwimmen. Als ich den Wasserfall erreiche, bildet die Morgensonne einen kleinen Regenbogen in der Gischt. Nun kann auch Joly - die eigentlich immer sehr skeptisch gegenüber Wasser aller Art ist, so lange es nicht aus der Dusche kommt - nichts mehr halten. Da ich bislang von noch keinem - möglicherweise vorhandenen - Krokodile gefressen oder von einer Seeschlange vergiftet worden bin, springt auch sie in den Pool.

Erst als wir uns abgetrocknet haben und bereit für den weiteren Weg sind, kommen die nächsten Besucher an den Pool. Schöner hätten wir es nicht treffen können. Auch bei der folgenden, teils atemberaubend schönen Wanderung durch den Dales Gorge, der gleichsam mit seinem dichten Bewuchs, den hohen, farbigen Felswänden und seiner Tierwelt (richtig fette Spinnen) besticht, sind wir zumeist alleine. Das ändert sich erst, als wir den Circular Pool am Ende der Schlucht erreichen. Hier sammeln sich vor allem die geführten Touren, doch etwas abseits finden wir auch einen schönen Platz, an dem wir bis zum Nachmittag bleiben. Das Wasser des Circular Pool, der direkt unterhalb rund 60 Meter senkrecht aufragender Felswände liegt, ist zwar deutlich kälter als das des Fern Pool. Doch man kann jederzeit den Pool verlassen und sich unter aus dem Fels tropfendem Wasser "duschen", das von der Sonne auf angenehme Temperaturen aufgeheizt wurde.

Nach dem ersten "autofreien" Ferientag erkunden wir die weiteren Gorges des Karijini N.P. Von diversen Aussichtspunkten haben wir überwältigende Ausblicke in den Kalamina Gorge und den Knox Gorge. Unerreicht ist jedoch der Weano Kookout, von dem man gleichzeitig in die drei Gorges Joffre, Hancock und Weano blicken kann. Der Faszination der tiefroten, steilen Felswände ist insbesondere im Zusammenspiel mit den Schatten der tiefstehenden Nachmittagssonne besonders ausgeprägt.

Überrascht stellen wir fest, dass vom Savannah Campground, welches wir heute ansteuern, ein Fussweg hinab zu den Joffre Falls führt. Hatten wir uns am Morgen am Aussichtspunkt noch gewundert, woher die Menschen tief unten in der Schlucht kommen, wagen auch wir den teils abenteuerlichen Abstieg. Über Felskanten hinab, auf schmalen Vorsprüngen balancierend erreichen wir den Talboden, der bereits im Schatten liegt. Entlang des kleinen Flusses dringen wir durch eine Felsspalte bis zum Fuss der Joffre Falls vor. Einem Amphitheater gleich erheben sich die dunkelrotleuchtenden Felswände im Kreis um uns herum. Auf der Südseite stürzen die Wasser des Joffre auf breiter Front in einen kleinen Pool, wo schwimmen jedoch nicht unbedingt angesagt ist. Am Eingang zur Schlucht warnt ein brandneues Schild vor der Sichtung einer Python im Pool. Wir verzichten gerne auf ein Bad und nutzen statt dessen die originelle Buschdusche des Campingplatzes.

Auch der Abstecher zum abgelegenen Hamersley Gorge am folgenden Morgen verwöhnt uns mit atemberaubender Naturkulisse. Insbesondere die kleinen ausgewaschenen Steinbecken am Ende des höchstgelegenen Pools erscheinen uns wie ein in den Naturstein geschliffenes Badezimmer. Wer hätte gedacht, dass wir ausgerechnet auf dem trockensten aller Kontinente so viel baden würden?

Auf dem Weg zurück zum Wagen treffen wir dann die ersten Reisenden, die über Land nach Australien gekommen sind. Ihr Weg via Indien und Südostasien lässt sich auf www.overlander.ch verfolgen. Nach einem gemütlichen Schwätzchen setzen wir unsere Fahrt vor und halten zunächst auf den Aussichtspunkt am Mt. Sheila zu, der aus unserer Karte heraussticht.

Einst der Standpunkt einer Telegrafestation überragt der Mt. Sheila das umliegende Land um gut 400 Meter. Die 12 Km lange Anfahrt von der Hauptstrasse führt jedoch fast 11 Km eben um den Berg herum,

nur um am Ende in ein schmales Teerband zu münden das den Berg ohne umständliche Kurven auf direktem Wege erklimmt. Der Anstieg ist im letzten Drittel so steil, dass wir nur noch im 1. Gang des Untersetzungsgetriebes vorankommen. "Die spinnen die Australier." Die Aussicht über das Umland bis hinein in die Hamersley Range entschädigt aber bei weitem für die Qualen des Motors. Unbeeindruckt vom stürmischen Wind, der den Berggipfel umgibt verbleiben wir eine ganze Weile und vertilgen einen der vorzüglichen 1 kg Joghurts aus dem Kühlschrank zum Mittagessen.

Die Fahrt auf der Versorgungspiste entlang der Mineneisenbahn ist unspektakulär und dank der aufwändigen Strassenpflege durch die Minengesellschaft sehr angenehm. Zu meiner besonderen Freude kreuzt einer der gewaltigen Erzzüge unseren Weg. Von zwei mächtigen Diesellokomotiven gezogen rattern unzählige leere Erzwagons mit ohrenbetäubendem Lärm an uns vorbei. Ein unglaubliches Spektakel, dass uns wie benommen zurück lässt, als auch der letzte Wagon längst an uns vorbei ist.

Nach kaum 200 Kilometern erreichen wir den Millstream Chichester N.P. in der nördlichen Pilbara Region. Noch vor kaum 2 Wochen aufgrund von Überschwemmungen für die Öffentlichkeit gesperrt, sind wir nahezu alleine auf dem kleinen Campground. Nicht einmal ein Ranger lässt sich blicken, um wie am Eingang angekündigt die Campinggebühren einzukassieren. Im Gegensatz zum Karijini N.P. ist das Umfeld des Millstream Chichester N.P. völlig eben. Der Deep Reach Pool, an der der Campground gelegen ist, dafür aber von weitläufigem Ausmass und - wie der Name schon sagt - beträchtlicher Tiefe. Trotz des von Schwebeteilchen getrübbten Wassers wagen wir den Sprung in das kühlende Nass. Fest darauf vertrauend, dass Risiken mit Krokodilen in den mit Schilderwäldern bestandenen Nationalparks sicherlich ausgewiesen wären. Etwas mulmig ist es einem im Wasser dann aber schon, sodass der Badegang recht kurz ausfällt.

Erschien uns der Millstream auf den ersten Eindruck - noch unter dem Eindruck der Karijini N.P. - als etwas "langweilig", entfaltet der Park in der Abendstimmung seinen ganz eigenen Zauber. Während sich Sonne und verfärbter Himmel im Wasser spiegeln, bevölkern unzählige Vogelarten die Bäume um den See und stellen ihre Pracht zur Schau. Erst lange nach Einbruch der Dunkelheit beruhigt sich das aufgeregte Geschnatter. Dann durchbrechen die Geräusche der Nachttiere die Stille der Dunkelheit. Insbesondere der mächtige Flügelschlag der Flying Foxes (Riesenfledermäuse) ist eine Erfahrung der besonderen Art.

The Kimberley

Die Strecke zur 80 Mile Beach, auf halbem Weg zwischen Port Hedland und Broome, sieht in unserem Strassenatlas recht harmlos aus. Kaum 12 Zentimeter trennen unseren Übernachtungsplatz von unserem heutigen Ziel. Das täuscht jedoch kräftig, bezieht sich die Entfernungsangabe doch auf einen Massstab 1:4 Mio. Das sind die Tücken eines Strassenatlas, der auf jeder Seite einen anderen Massstab anwendet, um auf 118 Seiten dem riesigen Kontinent gerecht zu werden. Dementsprechend kaufen wir auch immer wieder einige Hema-Strassenkarten, aus deren Details wertvolle Informationen abzulesen sind.

Nach einer kurzen Rundfahrt über den Snappy Gum Drive (was auch immer das heissen soll) am Morgen erfreuen wir uns an der vielfältigen Landschaft im Tagesverlauf und dem ebenfalls traumhaft gelegenen Python Pool, wo wir uns ein Bad (man beachte den Namen!) aber verkneifen.

Auf dem Weg nach Port Hedland teilt sich erstmal der bislang lupenrein blaue Himmel und dicke Gewitterwolken ziehen vor uns über das Land. Gerade noch rechtzeitig erreichen wir wieder die Nationalstrasse 1 und ändern die Richtung nach Norden und fahren dem schlechten Wetter davon. Port Hedland bietet (obwohl auch nur von 15'000 Menschen bewohnt) gute Versorgungsmöglichkeiten und zivile Preise. Lediglich die Frischprodukte erreichen aufgrund der Transportkosten indiskutable Höhen. Mit Blick auf die tropischen Temperaturen und der extrem hohen Luftfeuchtigkeit, die erahnen lässt, dass wir die Gewitterfront nicht abschütteln konnten, ziehen wir uns zum Essen in den "Red Rooster" zurück. Eine australientypische Fast Food Kette, die sich jedoch bei Produktauswahl- und Qualität von den amerikanischen Anbietern nur unwesentlich unterscheidet. Zumindest haben wir einen Sitzplatz in einem kühlfachähnlich temperierten Raum und zerfließen nicht im freien. Erstmals kommt auch die Klimaanlage im Wagen zum Einsatz. Ein Luxus, auf den wir zu Hause verzichten müssen, dessen Erwerb aber vielleicht gar nicht so falsch gewesen wäre.

Kurz nach Sonnenuntergang erreichen wir den hervorragend gestalteten Camping an der 80 Mile Beach (abgesehen vom knatternden Stromgenerator, der sich natürlich wieder mitten auf dem Platz befindet). Im kleinen Lädchen gibt es allerhand zu kaufen, so dass unser Abendessen heute zugunsten eines grossen Eiscornet ausfällt. Nachdem wir per Internet unsere Post zu Hause kontrolliert haben, können wir am nächsten Morgen sogar noch das Gas für unseren Kocher auffüllen. Die abgelegenen Campingplätze in Australien (als nahesten Städte liegen Port Hedland im Süden 300 Kilometer und Broome im Norden 350 Kilometer entfernt) funktionieren wie kleine Ortschaften.

Nach einem frühen Spaziergang über den unendlich scheinenden Strand (ist nicht nur 80 Meilen lang, sondern bei Ebbe auch rund 250 Meter breit), bei dem wir etliche farbige Muscheln auflesen, begeben wir uns auf die Fahrt nach Broome. Die Nationalstrasse 1 führt durch weitläufige Ebenen, deren Monotonie nicht gerade die Wachsamkeit des Fahrers begünstigt. Kilometer lang aufgereihte Überflutungsmassstäbe zeigen an, dass zur Regenzeit (Monsun aus Asien) hier ganze Landstriche unter Wasser stehen und Broome von Süden her nicht erreichbar ist.

Nach der reizlosen Landschaft gefällt uns Broome mit seinen properen Häusern im Kolonialstil sehr gut. Trotz der tropischen Schwüle schauen wir uns etwas in der Stadt um und landen schliesslich in einem Einkaufszentrum, das keine Wünsche offen lässt. Auch der Campingplatz in der Stadt gefällt uns ausserordentlich gut, zumal wir in der 1. Reihe am Meer stehen und den Blick aufs Meer geniessen können.

Nachdem die Vorräte aufgefüllt, die Wäsche gewaschen und ein Treffen mit unserem Freund Eric in Kununarra arrangiert ist, machen wir uns auf in die Kimberley Region. Bereits auf der Fahrt nach Fitzroy Crossing wandelt sich die zuvor langweilige Landschaft und "zwingt" uns immer wieder zum Halten. So weit das Auge reicht, ist das Land mit gelben und orangen Termitenhügeln überzogen. Im weiteren Verlauf der Reise sollten wir zwar noch grössere und fantastisch geformtere Miniatur-Millionenstädte sehen, doch kaum irgendwo erreichte der Termitenbestand eine derart hohe Intensität. Zudem schmücken die ersten majestätischen Boabs (so nennen die Australier ihre Baobabs) den Strassenrand. Teilweise ohne Blätter, teilweise voll belaubt sind wir von einzelnen Exemplaren dieser mächtigen Bäume regelrecht elektrisiert.

Insbesondere mit der Wahl unseres Mittagsplatzes haben wir dabei heute ein glückliches Händchen. Nachdem wir willkürlich in einen der kleinen Schotterwege von der Strasse abgezweigt sind, führt uns die schmale Spur um einen mächtigen Fels herum in ein kleines Tal, welches mit etlichen Boabs bestanden ist. Selbst an und auf den Felsen haben sich mächtige Bäume im Lauf der vergangenen hundert Jahre festkrallen können. Bis ich von meinem Fotoexkurs in der prallen Mittagssonne zurück komme, ist Joly mit dem Essen fast fertig und ich reif für ein kühles Bad.

Der Tunnel Creek N.P. ist Teil des Devonian Reef Conservation Park. Was in dieser Gegend aussieht wie schroffes Gebirge, sind in Wahrheit die Überreste eines urzeitlichen Riffs, welches im Verlauf von Jahrtausenden durch die Anhebung des Meeresbodens zu Festland wurde. Der Tunnel Creek ist nun ein kleiner Fluss, der in (erdgeschichtlich) jüngerer Zeit sich einen Weg durch das poröse Material des Riffs gebohrt hat und dabei auf etlichen Kilometern unterirdisch fliesst.

Zunächst sind wir jedoch erst einmal geschockt, als wir den Parkplatz des Tunnel Creek N.P. Erreichen. Neben einem halben Dutzend Privatwagen stehen auch noch 2 Reisebusse und die Trucks von 3 Overland-Reiseveranstaltern vor dem Eingang zum Tunnel. Uns graut es vor diesen Menschenmassen, doch können wir eine Lücke zwischen den zwei grossen Reisegruppen nutzen und müssen nicht im Schlepptau der Neckermänner in die Dunkelheit der ersten Kaverne treten. Nicht nur das gewaltige Volumen der Höhle, auch die Stille - die nur durch das plätschernde Wasser unterbrochen wird - und der Blick in die absolute Dunkelheit sind ein Erlebnis. Leider stellen wir schon bald fest, dass wir mit unseren kleinen Lichtfunzeln nicht allzu weit in die Höhle vordringen können. Das Licht der Stirnlampe und der kleinen Halogenlampen wird vom Fels verschluckt. Kein Wunder, betreten die Einheimischen die Höhle nur mit Taschenlampen im Fernlichtformat. Dennoch war bereits der erste Eindruck den Zwischenstopp wert.

Rund 30 Kilometer weiter schlagen wir unser Nachtlager auf dem Campsite des Windjana Gorge N.P. Auf. Im warmen Abendlicht unternehmen wir einen ersten Spaziergang in die Schlucht, die der Fluss hier in das urzeitliche Riff gegräst hat. Über einen schmalen Pfad, der an der Flanke des Riffs vorbei führt und erstaunliche Einblicke in das ehemalige "Leben" des Riffs gibt, erreichen wir einen grösseren See, in dem sich nach Angaben eines Rangers rund 70 Süßwasserkrokodile tummeln. Nicht dass die Krokodile für einen Menschen gefährlich wären (die bis zu 2.50 Meter langen Tiere jagen zumeist Fische und Vögel), aber aufgrund möglicher Revierkämpfe sei es nach Auskunft des Rangers wenig ratsam, baden zu gehen. Wobei wir uns fragen, wer in dem grünlichen, mit Exkrementen durchsetzten Wasser überhaupt schwimmen gehen wollte.

Nicht nur die Abendsonne auch die Sonne am Morgen erleuchtete die Flanken des Riffs wunderbar, so dass sich im Verlaufe von Sonnenuntergang und -aufgang immer wieder neue Farbkompositionen auf dem Fels einstellen. Die Wanderung am frühen Morgen in die Schlucht hinein wird dabei zu einem Erlebnis für alle Sinne. Nicht nur die Farb- und Formenvielfalt in der Schlucht, auch die Geräusche der Tiere, die aus der Nacht erwachen und der Duft der Erde, der in kleinen Nebelschwaden aufsteigt, sind ein Erlebnis. Ähnlich einer Wanderung im Urwald sind hier alle Sinne zudem aber auch gefordert, um unangenehme Begegnungen mit Tieren rechtzeitig aus dem Weg zu gehen.

Es ist wohl rund 20 Jahre her, dass ich das erste Mal von der Gibb River Road gehört hatte. Eine Piste, die quer durch die "Wildnis" lief und auf einer Distanz von 5 Tagen nur eine Versorgungsmöglichkeit hat. Wahnsinn! Das muss ich sehen eines Tages. Nun gut, in den vergangenen 20 Jahren haben wir dann noch so einiges gemacht. Afrika, Sahara und letztlich waren meine Erwartungen an die Gibb River Road doch ziemlich stark gesunken.

Die Realität sieht dann aber noch ernüchternder aus. Der Pfad durch die Einsamkeit der Kimberley Region entpuppt sich als regelrechter Highway. Gute 10 Meter breit ist die Piste. Von Abenteuer keine Spur. Dafür um so mehr von nerven- und materialbelastendem Wellblech. Egal welche Geschwindigkeit wir auch gefahren sind, die Piste war auf weiten Strecken so stark zerfahren, dass die Fahrt auf ihr nur als Strafe bezeichnet werden kann. Dabei vermochte nicht einmal die Landschaft unsere Stimmung merklich zu heben, da mit dem Verlassen des Windjana Gorge N.P. die grosse Monotonie hereingebrochen war.

Nach dem Abzweig zum Bell Gorge bessert sich die Situation jedoch etwas. Die Piste wird kleiner und besser, die Landschaft wieder interessanter. Leider leidet auch der Bell Gorge unter zu hohem Besucherandrang. Zwar liegt ein grosser Wasserfall eingebettet in der Schlucht und ein üppiger Pool lädt zum baden ein, doch zwei Busladungen Touristen johlen und kreischen bereits wie im heimischen Freibad. Wir bleiben auf Distanz und geniessen die Szenerie aus der Ferne, auch wenn ein Sprung in das kühlende Nass bei dem erneut schwülen Wetter der absolute Tageshöhepunkt wäre.

Mit etwas Glück ergattern wir jedoch das letzte von 10 individuellen Campsites, das uns die Übernachtung in der Nähe des Bell Gorge sichert (ansonsten hätten wir im 10 Km entfernten Silent Grove campieren müssen). Zwischen hohen Bäumen und abgelegen von der Piste erscheint der Platz wie ein wildes Camp im Busch. Hier fühlen wir uns wohl und genehmigen und zunächst eine Dusche aus dem Eimer. Das Geschrei der Vögel zum Einbruch der Dunkelheit, das Rascheln im Gebüsch und auch die überdimensionalen Skelette der Käfer, die an den Bäumen kleben, mahnen uns jedoch daran, uns nicht allzu weit vom Lagerfeuer zu entfernen. Australien ist ein Kontinent mit einer ganz besonderen Tierwelt. Und die belauert uns in dem Moment wohl von allen Seiten.

Der Morgen bringt etwas Abkühlung in Form einiger Regentropfen. Doch schon zwei Stunden nach Sonnenaufgang ist der Himmel wieder wolkenlos. Bereits am Mittag erreichen wir den Manning Gorge. Der Campingplatz ist wunderbar an einem Pool gelegen und grosse Boabs spenden genügend Schatten, um auch die Mittagshitze gut zu überstehen.

Der Platz ist gut besucht, wobei uns weniger ausländische Touristen in Mietwagen als einheimische Urlauber auffallen. Wobei wir kaum jüngere Australier sehen. Die meisten Einheimischen sind jenseits der Pensionsgrenze. Wie wir uns aufklären lassen, bilden sie in Australien eine soziologisch betrachtet eigene Gesellschaftsschicht. Die "grey nomads". Haben diese grauen Nomaden erst einmal das Pensionsalter erreicht, wird oftmals das Haus verkauft, ein dicker Geländewagen und ein noch dickerer,

geländegängiger Wohnwagen gekauft und ab geht es, immer der Sonne hinterher. Die ist auch der Grund, warum Westaustralien - wo gerade das bevorzugte Reiseklima herrscht - zwar gemäss Papierform (1.8 Mio. Einwohner) quasi menschenleer ist, man aber dennoch keine Stelle findet, an der man tatsächlich alleine ist. Jede Piste, die befahrbar ist, ist auch kartographiert und Ziel eines Pensionärs, der nicht nur bessere Ortskenntnis hat als wir, sondern auch noch unbeschränkt Zeit. So einsam, wie wir uns Westaustralien vorgestellt hatten, ist es bei weitem nicht. Aber: die Mehrheit dieser "grey nomads" sind ganz herzliche Leute, mit denen man sich prächtig unterhalten kann. Nahe zu alle sind zwar hoffnungslos overequiped (alles dabei vom Generator über den Fernseher bis zum Motorboot - auch im Outback) und ziemlich lauffaul (100 Meter zur Toilettenanlage werden schon mal mit dem Wagen absolviert) aber sie sind zumeist angenehme ZeltNachbarn. Bis auf die 6 Leute an diesem Abend, die bierseelig am liebsten wohl unseren Standplatz gehabt hätten und uns - obwohl der Platz weitgehend leer ist - mächtig auf der Pelle hocken.

Manning Gorge ist wohl der am besten gelegene Campingplatz in der Kimberley Region. Keine 50 Meter von unserem Standplatz entfernt ist der Einstieg in einen weitläufigen Pool, der mit kristallklarem Wasser, vielen verschiedenen Fischarten (Klasse zum Schnorcheln) und einer hübschen Felseninsel zum Sonnenbaden lockt. Zwar muss man den Pool mit einigen Süßwasserkrokodilen teilen. Aber die seien - wie es auch hier so schön heisst - völlig harmlos, wenn man sie nicht aufscheucht. Dennoch starren alle Touristen gebannt in die eine Richtung, in der ein kleines Exemplar seine Zahnreihen auf einem Felsen sonnt. Man weiss ja nie...

Ein strenger Fussmarsch von eineinhalb Stunden führt uns über die sonnenverbrannte Ebene zu den Manning Falls. Mit allerei Hinweisobjekten ist der steinige Weg zu den Fällen ausgesteckt. So folgen wir Hinweistafeln, gelben Bändern, an Bäumen aufgehängten Getränkedosen und Steinmännchen durch die aufziehende Hitze. Oberhalb des Campingplatzes gelegen, ist der Wasserfall leider nicht entlang des schattigen Flussufers zu erreichen. Dennoch lohnt sich alle Mühe. Die Manning Falls sind fantastisch. Gross, majestätisch und wasserreich stürzen die Fälle in einen grossen Pool herab, in dem man hinter die grün schimmernde Wasserwand schwimmen kann. Viele kleinere Abzweigungen der Fälle bieten zudem ausgezeichnete Plätze für eine ausgiebige Rückenmassage, wenn einem das Wasser auf den Leib prasselt. Der schroffe, gelbe Fels und die wie in einem Garten angelegten Palmen vervollständigen das paradiesische Bild. Wir bleiben bis zum frühen Nachmittag und sind zumeist ungestört, da die geführten Gruppen, die zum Wasserfall kommen, nicht einmal eine Stunde bleiben, bevor sie sich auf den Rückweg machen müssen.

Unser Rückweg wird durch die aufziehende Quellbewölkung etwas angenehmer. Immer wieder spenden uns flauschige Wolken etwas Schatten. Hin und wieder bleiben wir im Schatten eines Baumes stehen und warten auf die nächste Wolke. Die haben zwar keinen Fahrplan wie der Stadtbuss, sind aber ähnlich zuverlässig. Der Weg zurück zum Camping gestaltet sich jedoch unerwartet kompliziert. Die Ausschilderung der Strecke erfolgte wohl nur in eine Richtung, so dass wir auf einer Felsplatte den Faden verlieren und uns nach den Himmelsrichtungen orientieren (mittlerweile hatten wir da den Bogen wie gewohnt wieder raus). Für Städter war die Wanderung also nicht gedacht, denn Platz genug zum Verlaufen hat es in Hülle und Fülle.

Auf einen Abstecher zu den Mitchell Falls müssen wir leider verzichten, da wir 3 Tage An- und Abfahrt nur für einen Wasserfall im Urlaub nicht in Kauf nehmen wollen. Der weitere Verlauf der Gibb River Road ist unspektakulär und nach Norden hin leider auch immer eintöniger. Einziges Highlight ist die Durchquerung des Durack River, der zusammen mit dem Pentecoast River für die lange Sperrung der Strecke während der Regenzeit ist. Auch heute noch, rund 5 Wochen nach dem Ende der Regenfälle misst der Durack an der Furt eine Tiefe von gut 60 Zentimetern. Zudem erstreckt sich der Fluss über eine Breite von gut und gerne 80 Metern. Wer es mit dem Minibus oder PKW über das Wellblech bis hier hin geschafft hat, für den ist nun definitiv Schluss. Ohne Ausreichende Bodenfreiheit, wasserresistente Elektrik und hochliegende Luftansaugung sollte sich niemand ins Wasser Wagen. Alle diese Empfehlungen sind angesichts der Wassermassen zwar einleuchtend, nicht jeder scheint aber die Konsequenzen zu bedenken, wenn man die Empfehlungen missachtet.

So auch der ältere Mann, der ratlos vor der geöffneten Motorhaube seines Subaru Forester steht und sich fragt, was seine Karosse wohl hat. Abgesehen davon, dass der Wagen ein wasseranfälliger Benziner und

zudem vollgestopft mit Elektronik ist, befindet sich die Luftansaugung des Motors auf Höhe des Kühlergrills. Trocknen reicht bei dem Wagen wohl nicht mehr. Hat der Motor Wasser geschluckt, ist er reif für den Schrott, denn Wasser kann im Gegensatz zu Luft von den Kolben nicht komprimiert werden. Und wo rohe Kräfte walten, weichen dann halt Kolben oder Pleuel.

Nahe des Pentecoast River übernachteten wir an einem typischen Outbackposten. Das Home Valley ist ein Traum aus Schrott. Abenteuerlich zusammengeschrubt aus Stahlrohren und Wellblechplatten lebt es von der Herzlichkeit und der unermüdlichen Arbeit seiner Bewohner, die mit ihren Händen dieses Stückchen Land der Natur abringen wollen. Die Räumlichkeiten reichen von einer Bar über meherer Gästezimmer, einen Pool, den Sanitäranlagen bis hin zu einem riesigen Ballsaal, der zu seinen besten Zeiten das gesellschaftliche Herz der ganzen Gegend gewesen sein muss. Heute erinnern nur noch die verstaubten Deckenlüfter und verrostete Bettgestelle an die einstigen Feste, die hier gefeiert worden sein müssen.

Unser besonderes Interesse gilt den Sanitäranlagen, die auf der bisherigen Reise sehr unterschiedliche Reinlichkeitsgrade aufwiesen. Von lupenreinen Badezimmern bis "geht noch" (Nase zu und wegschauen) durften wir dabei schon alles konsultieren und freuten uns nicht selten über die weitläufige, einsame Natur, die oftmals viel einladender wirkte. Hier im Home Valley ist jedoch alles rundweg sauber. Sogar Toilettenbürsten gibt es. Da haben die Australier irgendwie eine Eigenart. Während Plumpsklos in der Regel Bürsten hatten (die dann sogar - keine schlechte Idee - sogar angebunden waren), kamen Wasserklosetts nahezu immer ohne Bürsten aus. Oder eben nicht. "Geht noch..."

Aber nicht nur, dass die Sanitäranlagen im Home Valley sauber waren, sie waren sogar auch künstlerisch und wissenschaftlich wertvoll. Hört sich etwas übertrieben an? Nun, jeder Toilettenraum (bestehend aus Toilette, Waschbecken und Dusche) war von anderen "Künstlern" bemalt worden. Da gab es die Tierzeichnungen einer ganzen Schulklasse zu sehen (shool of the air), Impressionen von Meerestieren und Pflanzen aber auch moderne Kunst und im Boab-Raum einen wunderbaren Sonnenuntergang. Und die Wissenschaft? Nun, wer sich für Frösche, Amphibien und Echsen interessiert, ist im Home Valley Gold richtig. Egal in welchen der Räume man sich abends zum Duschen oder für andere Geschäfte zurück zog, man hatte dort ausgiebig Zeit die dutzenden Frösche und anderen Tiere zu studieren, die an den Wänden, auf und unter dem Klodeckel, im Ausguss, auf dem Spiel, auf den Wasserhähnen und sonstwo klebten, wo sie sich gerade halten konnten. Die Frösche - was eine Ausnahme! - waren zwar nicht giftig, aber wir können uns gut vorstellen, dass die Natur für den ein oder anderen Gast doch wieder einladender aussah. Das sollte man im Home Valley aber gleich mehrfach überdenken, liegt die Farm doch direkt an einem Wasserlauf mit Meereszugang. Salzwasserkrokodile (Salties) konnten wir zwar keine sichten, vertrauten aber voll und ganz auf die Auskunft des Farmer. "Auch wenn man sie nicht sieht. Sie sind da." "Garantiert".

Die Fahrt entlang des Pentecoast River zu den Perry Laggons entspricht genau unseren Vorstellungen von der australischen Wildnis. Die schmale Spur schlängelt sich über Stock und Stein am Flussufer entlang und offenbart immer wieder schöne Ausblicke auf den mächtigen Fluss, der zu Beginn der Flut am Ufer und in der Flussmitte gegenläufige Strömungen zeigt. Zwar dauert es einige Zeit, bis wir Wyndham erreichen (erstmalig verfahren wir uns etwas gröber), doch auch in Wyndham nehmen wir uns noch die Zeit, den vom Tankwart gepriesenen Aussichtspunkt "5 Rivers" anzufahren. Und tatsächlich, wir sollten nicht enttäuscht werden. Hoch oben über der kleinen Gemeinde haben wir einen wunderbaren Rundumblick. Insbesondere die weitläufige Küstenlinie mit den ausgedehnten Überschwemmungsgebieten hat einen aussergewöhnlichen Reiz aus der Vogelperspektive.

Bungle Bungle N.P.

Als eine der wenigen Städte in Westaustralien liegt Kununarra nicht an der Küste. Das 6'000 Seelen zählende Städtchen liegt malerisch am Ufer des Ord River und gilt als Zentrum des umliegenden Farmlandes. Nach Kununarra kommen wir aber nicht in erster Linie wegen der Versorgungsmöglichkeiten. Hier haben wir uns für heute mit einem Freund aus der Schweiz verabredet, der seit 3 Monaten auf einer Farm in den Kimberleys lebt. Da die Farm aber nur mit dem Flugzeug erreicht bzw. verlassen werden kann, sind wir gespannt, ob das von langer Hand vorbereitete Treffen nun auch tatsächlich klappt.

Noch während wir unsere Einkäufe tätigen, fängt Eric uns ab und löst die Spannung, ob wir uns nun treffen oder nicht. Nach einem grossen Hallo und der allgemeinen Freude, dass eine so komplizierte Verabredung tatsächlich geklappt hat, ziehen wir uns auf einen der örtlichen Campingplätze zurück und lauschen gebannt Erics Erzählungen von der Farm, wo das Leben so ganz anders ist, als wir es gewohnt sind oder auch nur vorstellen könnten.

Wie hart das Leben in einer so harschen Umwelt sein muss, können wir am ehesten an Erics Füssen ablesen. Ohne Fahrzeuge oder sogar Wege auf der Farm müssen alle Arbeiten und Besorgungen zu Fuss erledigt werden. Zwischen dem stechenden Spinifex Grass an messerscharfen Felskanten balancierend hat Eric nicht nur seine Turnschuhe sondern auch seine Teva Sanddalen zerschlagen und hält deren Sohle nun nur noch mit Draht am restlichen Schuh. Da sich die Schuhe als unzweckmässig herausgestellt hatten, war Eric mit der Zeit dann zum Verhalten der Farmer gewechselt und ist nur noch barfuss gelaufen. Nach etlichen harten Wochen mit vereiterten Schnitten und Pusteln sehen seine Füsse mittlerweile wie die eines Kamels. Natürlich nicht ganz so, aber die Hornhaut dürfte beim Höckertier kaum dicker sein.

Zum Abendessen lädt Eric uns in das Restaurant des Ferienressorts ein. So haben wir mehr Zeit zum erzählen und müssen uns nicht um den Abwasch kümmern. Die Bestellprozedur im Restaurant nimmt dann aber doch eine ganze Zeit ein, bis wir verstanden haben, wie man hier an sein Essen kommt. Zwar wird uns von einer Bedienung die Speisekarte an den Tisch gebracht. Bestellen müssen wir aber an einem separaten Tisch. Dass die Bestellung dann auch tatsächlich in die Küche weiter gereicht wird, muss nun aber zuerst bezahlt werden. Serviert wird das Essen dann wieder am Tisch. Allerdings ohne Getränke. Die muss man sich selber an der Bar holen. Eine Ausschankgenehmigung hat das Restaurant nämlich nicht. Mir liegt ein Zitat von Asterix und Obelix auf den Lippen. "Die spinnen, die Aussies".

Gemeinsam fahren wir am nächsten Morgen von Kununarra nach Süden. Zwar ist der Toyota mit dem etwas breiteren Vordersitz für 3 Personen geeignet. Sonderlich bequem sitzt es sich für meine beiden Mitfahrer natürlich nicht. Eric klebt an der Beifahrertüre und Jolys Beine muss ich immer erst zur Seite sortieren, wenn ich schalten will. Zum Glück beträgt die Strecke bis zur Abzweigung zum Bungle Bungle N.P. Nur 250 Kilometer und ist in weniger als 3 Stunden geschafft. Etwa die gleiche Zeit brauchen wir dann noch einmal, um die letzten 50 Kilometer in den Park zu fahren. Der schmale Weg geht über den nackten Fels, mal in Sandlöcher, dann wieder durch eine Flussdurchquerung, die Hügel rauf und wieder herunter. So aufwendig die Anfahrt ist, hat sie den Vorteil, dass sie nur allradgängigen Fahrzeugen vorbehalten ist. Der Besucheransturm auf den Park, dessen landschaftliche Schönheit erst in den 80er Jahren per Zufall entdeckt worden war, wird dadurch aber "natürlich" reduziert.

Unser erster Ausflug führt uns am nächsten Morgen in den Norden des Bungle Bungle N.P. Die für den Park so typischen bienenkorbartigen und mehrfarbigen Felsformationen suchen wir hier aber umsonst. Statt dessen wandern wir in der frühen Morgensonne ein trockenes Flussbett entlang zum Mini Palms Gorge. Anfangs noch ziemlich gewöhnlich, wird die Landschaft schnell spektakulär. Bereits am Eingang zu der Schlucht sind wir fasziniert von den steilen, rot leuchtenden Felswänden, die gut 100 Meter in den Himmel ragen. Die verschiedenen Wände, die sich in Schlucht aneinanderreihen werfen zudem herrliche Schatten. Das wahre Wunder dieser Landschaft sind jedoch die unzähligen Palmen, die nicht nur den Talboden bedecken, sondern sich auch an den unmöglichsten Stellen in die Felswände krallen. Der Farbkontrast der hell erleuchteten Stämme und grünen Blätter vor dem wechsellvollen rot der Felsen ist berauschend. Hier hat die Natur Grosses geleistet.

Immer tiefer dringen wir in die Schlucht vor. Der Pfad führt über Stuck und Stein, oftmals durch extrem enge Felsspalten hindurch, die für viele "horizontal herausgeforderte" Personen wohl die Endstation des Weges bedeuten. Bald öffnen sich aber die Felswände und wird treten in ein grösseres Tal, das rundum mit Palmen bestanden ist. Selbst auf den höchsten Punkten der umliegenden Felskämme stehen die Palmen und geben verlockende Fotomotive ab. Bald windet sich der Weg eine kleine Geröllhalde hoch, um in eine Holzterrasse zu münden. Unvermittelt stehen wir kurze Zeit später am Ende der Wanderung. Von einer Aussichtsplattform blicken wir in einen kirchenschiffähnlichen Raum, über dem sich die Felswände nahezu schliessen. Die Frage, was sich hinter dem linken Felsvorsprung oder am Ende der Felskammer im Dunkeln befindet muss leider unbeantwortet bleiben. Während wir zurückgehen und eine

kleine Mittagsrast einlegen, macht Eric noch eine kleine Sondertour. Später wissen wir, was sich in dem "Kirchenschiff" noch verbirgt: nichts.

Nach einem kurzen Abstecher im Froghole Gorge, der leider wegen der Gefahr eines Felssturzes weitgehend gesperrt ist, fahren wir zum Nachmittag einige Kilometer weiter zum Echidna Chasm, was so viel wie "Erdsplatt" bedeutet. Eine Schlucht kann man diesen Ort auch nicht nennen. Wie mit einer Axt in die Felswand geschlagen windet sich der Spalt manchmal nur einen Meter breit durch die Berge des Bungle Bungle. Tiefer und tiefer dringen wir in den Fels vor. Manchmal ist das Blau des Himmels kaum noch zu erkennen. Im Dunkel des Spaltes wirkt der Himmel nur als heller Riss über unseren Köpfen. An einer topfartigen Verbreiterung des Spaltes glauben wir, an das Ende des Weges gelangt zu sein. Beeindruckt setzen wir uns ab und warten, bis die sich die geführte Gruppe vor uns auf den Rückweg begibt.

Fast wollen auch wir den Rückweg antreten, da entdecken wir an dem einen Ende des Topfes einen schmalen Spalt im Fels, wo der Weg anscheinend weiter geht. Wir folgen der schmalen Sandbahn in das gedämpfte Licht des Felsüberhangs. Bald müssen wir uns an Felsstufen gegenseitig hochziehen, über dicke Felsen klettern, die in den Spalt gestürzt sind und auf Baumstämmen balancieren, die die Parkverwaltung für Besucher an der steilsten Stellen angebracht hat. Unsere Mühe wird belohnt. Der Spalt mündet in ein riesiges Amphitheater, in das während der Regenzeit ein traumhafter Wasserfall stürzen muss. Dieses Wasser ist wohl auch für den Spalt verantwortlich. Nun ist jedoch nur ein kleiner grüner Tümpel geblieben, der mit seinem leicht fauligen Geruch aber unsere Freude über diesen aussergewöhnlichen Ort nicht schmälern kann.

Zum Abend gehen Erich und ich dann noch getrennter Wege vom Camping zu einer nahegelegenen Hügelkette, um den Sonnenuntergang abzulichten. Während ich Eric bereits auf den Hügeln herumspringen sehe, muss ich resigniert feststellen, dass der Abstecher für mich nur Plan bleiben wird. Quer durch das stechende Spinifex Grass und durch das Unterholz mag ich nicht hetzen. Drei Monate Buscherfahrung kann ich nicht aufholen. Ganz zu schweigen von der Kondition....

Erst nach der 2. Übernachtung fahren wir zur Südhälfte des Bungle Bungle N.P. Schon von der Piste aus können wir die berühmten caramelbonbonfarbenen Felskuppeln sehen. Leider ist es am Morgen noch recht bewölkt und uns fehlt - wie Eric und ich gleichzeitig bemerken - das "richtige" Licht. Joly als Nicht-Fotonarrin kann da nur den Kopf schütteln. Schön ist es aber allemal.

Der Weg zum Cathedrale Gorge führt hautnah durch diese einmalige Landschaft, die durch die Eigenart des Gesteins geformt wurde, teilweise keine Silikate zu enthalten. Ohne dieses "Bindemittel" sind die Felsen sehr brüchig, ein Besteigen deshalb auch streng verboten. Aber wir müssen auch gar nicht auf die Felsen klettern, um uns an der Landschaft zu erfreuen. Und als dann noch für 2 Stunden über den Mittag der Himmel aufreißt und uns das "richtige" Licht schenkt, strahlen wir alle bis über beide Ohren. Zum Piccaninny Gorge ist es uns leider zu weit. Die Schlucht ist zu Fuss eine Tagestour entfernt. Aber schon die ersten zwei Kilometer dieses Weges gefallen uns richtig gut. Auch hier hin werden wir wieder kommen. Eines Tages mit mehr Zeit....

Nach einem weiteren wunderbaren Abend im Camp, treiben wir den Wagen drei holperige Stunden zurück zum Northern Highway. Obwohl wir vor wenigen Wochen noch gar nicht wussten ob ein Treffen mit Eric überhaupt möglich sein würde, kurz vor der Reise zunächst mit 24 Stunden zusammen gerechnet hatten, fällt uns nun der Abschied nach vier Tagen von unserem guten Freund in Halls Creek schwer. Insbesondere da das 1'500 Seelenkaff Halls Creek nicht gerade einladend wirkt und wir Eric quasi an der Tankstelle stehen lassen müssen. Nach einer letzten festen Umarmung fließen doch ein paar Tränen, wissen wir doch nicht wann und wo wir uns eines Tages mal wieder sehen. Schon zwei Tage später ist Eric aber wieder auf der Farm, nachdem er per Zufall einen guten Flug erwischt hat, was gar nicht selbstverständlich ist und auch rund 2 Wochen hätte dauern können.

Tanami Track

Für uns geht der Weg noch einige Kilometer auf dem Northern Highway weiter nach Süden. Dann zweigen wir auf den Tanami Track (sprich: Tänemei Träkk) ab. Der kürzesten Verbindung von der

Kimberley Region ins Zentrum Australiens. Rund 1'000 Kilometer sind es vom Abzweig bis Alice Springs. Der weitaus grösste Teil der Strecke ist Naturstrasse. Eine rote Lebensader quer durch das Outback.

Nach 170 Kilometern nicht gerade besonders guter Piste und nicht gerade besonders aufregender Landschaft erreichen wir den Abzweig zum Wolfe Meteorite Crater. Nach dem Abzweig scheint natürlich die Abendsonne in einem anderen Winkel auf die Piste, sodass ich zunächst kaum einen Unterschied im Fahrbahnzustand merke. Aber schon nach wenigen hundert Metern und verschiedenen Geschwindigkeiten bin ich kurz davor, aufzugeben. Die 20 Kilometer lange Piste zum Krater ist völlig zerfahren. Egal bei welcher Geschwindigkeit, das Wellblech rüttelt den Wagen und damit auch uns auf brutalste Weise durch. Selbst erneutes Luftablassen aus den Reifen bringt nicht den erhofften Erfolg. Es ist zum Wahnsinnig werden.

Der Krater ist zwar nur 50 Meter tief, verfügt mit über 800 Metern aber einen beeindruckenden Durchmesser. Schnell sind wir auf den Krater rand gestiegen und staunen nicht schlecht. Seitdem um den Meteoritenkrater ein Naturschutzgebiet eingerichtet wurde, durch dessen Zaun streunende Ziege und Kühe abgehalten wurden, den Kraterboden leer zu fressen, hat sich eine Grünfläche mit der Zeichnung einer riesigen Zielscheibe im Krater gebildet. Aus der Luft muss dieser Flecken Erde wohl ganz merkwürdig aussehen.

Die Nacht verbringen wir auf dem nahegelegenen Campsite. So eindrucksvoll die Lage in der Ebene und der wunderbare Sonnenuntergang auch sind, die Toiletten der Anlage (Plumpsklos) gehören definitiv nicht mehr zur Kategorie "geht noch". Aber welcher Ranger verirrt sich schon in diese Einöde um ab und an nach dem rechten zu sehen.

Für die Rückfahrt am Morgen - nachdem wir nun die Piste kennen und wissen, dass keine bösen Löcher oder grossen Steinbrocken auf uns lauern - wähle ich die materialschonendste Art und brause mit höchstmöglicher Geschwindigkeit zum Tanami Track zurück. Die 200 Kilometer bis zur Grenze von Western Australia zum Northern Territory wären keine Erwähnung wert, wenn die Piste nicht kontinuierlich schlechter geworden wäre und wir gegen Ende ein regelrechtes Bockspringen auf der Fahrbahn veranstaltet hätten. West Australia rechnet dieser Piste wohl keine grössere Bedeutung zu.

Ganz anders das Northern Territory. Auf den Grenzübergang weisen zwar nur ganz kleine Hinweisschilder hin, die Veränderung der Fahrbahn ist jedoch nicht zu übersehen. Frisch gehobelt, nahezu doppelt so breit und eben wie ein Küchenbrett gleiten wir auf der Piste weiter nach Osten. Was ein angenehmes Gefühl. Endlich bleibt auch ein wenig Zeit, etwas durch die grüne Landschaft zu schauen. Dabei sollte doch gerade die Tanami Wüste eine der unwirtlichsten Ecken des roten Kontinents sein. Aber nein, alles grünt und blüht. Kaum vier Wochen ist es her (so erfuhren wir es zuvor), dass die halbe Piste unter Wasser gestanden hatte, als eine grosses Regengebiet durch das Zentrum Australiens zog. Dabei sollte es zwischen März und September im Outback überhaupt nicht regnen. Laut Reiseführer zumindest.

Mit der Zeit muss ich mich aber wieder stärker auf das Fahren konzentrieren. Allmählich nimmt der Verkehr auf der Piste zu. Nicht nur Kängurus, auch Kamele kreuzen die Piste. Im Gebiet der grossen Goldminen kommt uns dann gar der erste Roadtrain mit 4 Anhängern entgegen. Diese gut 50 Meter langen und 150 Tonnen schweren Ungetüme stellen die Versorgung im gesamten Outback dar. Der Name Roadtrain passt dabei vorzüglich. Nicht nur dass die LKW mit den Anhängern aussehen wie ein Eisenbahnzug, sie verhalten sich auch so. Gebremst wird nicht, denn alles andere auf der Strasse geht von alleine aus dem Weg. Und falls nicht, räumt der riesige Bullbar alle Hindernisse aus dem Weg (so das Schicksal unzähliger Kängurus, die am Strassenrand verwesen). Wir wollen es erst gar nicht darauf ankommen lassen, nähere Bekanntschaft mit einem Roadtrain zu machen und verlassen bereits die Piste, als wir die mächtige Staubwolke sehen. Denn nicht nur dass die LKW einen mit massivem Steinschlag eindecken, der letzte Anhänger kann auch schon einmal so über die Piste schleudern, dass er die gesamte Fahrbahnbreite braucht. Daher sind auch abrupte Bremsmanöver nahezu ausgeschlossen. Die Anhänger kämen schlichtweg an der Zugmaschine vorbei.

Gegen Mittag erreichen wir den Flecken auf der Landkarte, der mit Rabbit Flat bezeichnet ist. Anscheinend ist der Grundwasserspiegel hier nicht allzu tief, so dass das kostbare Nass per Pumpe an die Oberfläche geholt werden konnte und zur Anlage eines kleinen, dichten Wäldchens gedient hat.

Zwischen den Bäumen versteckt liegt eine kleine Hütte. Ein Roadhouse. Die einzige menschliche Behausung entlang dieser Strasse. Auf 300 Kilometern. In beide Richtungen des Tanami Track.

Am Roadhouse wird der Reisende mit dem nötigsten versorgt. Wasser, Treibstoff aus kleinen oberirdischen Tanks, hausgemachten Speisen und.... Bier. Die LKW Paletten voller Bier, die vor dem Gebäude stehen dürfen in der Menge mehr Flüssigkeit ausmachen als der Dieselvorrat über uns. Mit einem Gabelstapler verräumt der bärtige Roadhousebesitzer die unzähligen Dosen in einem Kühlraum. Zwar befinden sich in der Nähe von Rabbit Flats einige Goldminen, aber die Menge des alkoholischen Gebräus verschlägt uns den Atem.

Nachdem wir 20 Liter (sehr teuren) Diesel zur Sicherheit aufgefüllt haben, setzen wir unsere Fahrt fort und sehen schon bald, wie die Bierdosen, deren Herkunft wir nun ja kennen, in der Landschaft verteilt werden. Mit schöner Regelmässigkeit liegt alle 4 bis 5 Kilometer eine glänzend rote Bierdose der Marke XXXX (sagt schon alles) auf der Piste. Nach 12 Dosen folgt zu unserer Überraschung auch noch der Pappkarton, der mitten auf der Gasse liegt. Der Rhythmus wiederholt sich knapp 200 Kilometer, bis wir am Horizont einen kleinen weissen Punkt auf der Fahrbahn ausmachen.

Als wir näher kommen, können wir unseren Augen kaum glauben. Der abgewrackte alte Ford Taunus steht mitten auf der Piste mit leichter Neigung nach links. Der Lack ist zerkratzt, die Scheiben teils zerbrochen, teils fehlen sie ganz. Die Fahrertüre ist offen und gibt den Blick auf die völlig zerfetzten Sitzpolster frei. Er ist leer. Dafür finden sich auf dem Boden um den Wagen herum jede Menge weitere (leere) Bierdosen. Vom Fahrer allerdings fehlt jede Spur. Dabei gibt es weit und breit keine menschliche Behausung. Der Ford Taunus ist dann übrigens nicht der einzige Wagen, der wahllos irgendwo auf der Piste stehen gelassen wurde. Wir sehen noch andere Fahrzeuge, an denen ein Rad fehlt, die Tür ausgerissen ist oder die schlicht und einfach "vergessen" worden sind.

Wir sind so mit dem ruhenden Fahrzeugpark beschäftigt, dass wir gar nicht mitbekommen, dass sich allmählich der Himmel verdunkelt. Von Südwesten ziehen Wolken auf. Sie wirken zwar nicht bedrohlich, aber merkwürdig erscheinen sie uns schon. Bald ist der ganze Himmel bedeckt und die Nacht ereilt uns früher, als uns lieb ist. Im allerletzten Abendlicht passieren wir den GPS Punkt, der als Mt. Doreen Ruins beschrieben wird. Hier soll es eine gute Möglichkeit zum wild campen geben. Und tatsächlich stehen bereits einige Fahrzeuge einheimischer Reisender in den Büschen. Wir stellen uns etwas abseits und genehmigen uns wegen des zunehmend kalten Windes als erstes eine kurze Dusche. Kaum sind wir fertig, beginnt es erst harmlos, dann etwas heftiger und schliesslich vehement zu regnen. Es regnet! Im Zentrum Australiens. Wir können es kaum fassen und nehmen das Abendessen im Wagen ein.

Öfters werden wir in der Nacht wach und lauschen den Regentropfen, wie sie auf das Kunststoffdach des Wagens trommeln. Das ist kein Regenschauer, das ist eine ganze Schlechtwetterfront. Mit Schaudern denke ich daran, dass es bis zum Asphalt noch 220 Kilometer sind. Aber vielleicht hört der Regen ja auch wieder auch. Immerhin soll es zwischen März und September im Outback nicht regnen. Sagt unser Reiseführer.

Am nächsten Morgen streichen wir die entsprechende Passage im Reiseführer zum Klima. Es regnet noch immer. Die am Vorabend noch ganz passable Piste hat sich über Nacht in Wohlgefallen aufgelöst. Die Oberfläche ist aufgeweicht und schmierig. Zum Glück ist der Boden sehr sandhaltig und bleibt nur selten an den Reifen kleben. Ohne Möglichkeit, in den ebenen Landschaft abzulaufen hat sich das Wasser in riesigen Wasserlöchern auf der Piste gesammelt. Oftmals breiten sich über 50 Meter lange Wasserflächen über die ganze Pistenbreite aus. Schneller als im 3. Gang geht es heute nicht mehr vorwärts. Zum Glück hatten wir unsere grosse Etappe mit 600 Kilometern Piste gestern bewältigt. So sind wir guten Mutes, das bessere Stück der Piste vor uns zu haben und krabbeln Kilometer um Kilometer dem Asphalt entgegen.

Glücklich erreichen wir das Tilmouth Roadhouse. Noch immer regnet es in Strömen. Wir sind schon auf dem Weg vom (mittlerweile tiefroten) Wagen bis in die Tankstelle durchnässt. Ein Besuch des Roadhouses lohnt sich aber sehr. Gibt es doch hier eine grosse Auswahl (preiswerter) Aboriginalkunst, die aus der Umgegend stammt. Insbesondere die Punktmalereien haben es uns angetan. (Die Bilder im Bericht sind das Ergebnis unseres Einkaufsbummels.)

Wir pumpen noch die Reifen auf und sind dann nach weiteren 10 Kilometern endlich wieder auf festem Untergrund. Das Wetter ändert sich allerdings nicht. Von Horizont zu Horizont ist der Himmel dunkel und grau. Erst in Alice Springs gibt es eine kurze Regenpause. Zu unserem Schrecken ist der Camping in der Stadtmitte völlig ausgebucht. Anscheinend verlassen alle Reisenden das Umland und flüchten bei dem schlechten Wetter in die Stadt. Zumal auch die Wetteraussichten keine Besserung versprechen. Zumindest einen weiteren Tag soll sich das Regenband, das von Sydney bis Broome reicht, noch halten.

Nachdem wir uns am Stadtrand auf einem anderen Camping eingemietet haben, muss ich als erstes den Wagen waschen. Wir sind zwar nicht gerade zimperlich, was das Aussehen des Wagens betrifft (im Gegensatz zu den Australiern, deren Fahrzeuge augenscheinlich nie mit Dreck in Berührung kommen), aber der rote Sand muss runter, bevor wir selbst und damit auch das Wageninnere die gleiche Farbe übernehmen.

Nachdem wir am Camping auch noch unsere Gasflasche haben füllen lassen, fahren wir etwas gehetzt in die Stadt. Wir hoffen, heute noch einkaufen zu können. Leider macht der Target Supermarkt aber schon um 17.00 Uhr also in 5 Minuten zu. Direkt nebenan liegt Coles. Den Supermarkt ziehen wir dank der günstigen Hausmarken eh vor. Während Joly bereits mit dem Einkaufswagen durch die Gänge eilt, frage ich zunächst einen Wachmann, wie lange den das Geschäft überhaupt geöffnet sei. Mit hochgezogenen Augenbrauen antwortet mit der erschöpft wirkende Mitarbeiter "Bis 23.00 Uhr natürlich. 7 Tage die Woche." Ich beruhige erst einmal Joly und nehme sie an die Hand, um ihr Tempo zu drosseln. Wir haben Zeit zum einkaufen. Draussen verpassen wir eh nichts. Einem tropischen Unwetter gleich stürzt das Wasser aus dem schwarzen Himmel.

Mit Blick auf das Wetter entscheiden wir uns, Essen zu gehen. Leider ist das kulinarische Angebot in Alice Springs nicht gerade üppig. Und so landen wir nach einigen Minuten im zentral gelegenen McDonalds. Das Essen ist bekannt pappig, nur dass man hier bis zur Gaumenfreude eine ganze Weile warten muss. Im Gegensatz zu anderen Filialen der globalen Frittenbude scheint diese Verkaufsmannschaft hoffnungslos überfordert zu sein. Aber wir wollen nicht meckern, warten artig und fahren mit den üblichen Völlegefühl zurück zum Camping.

Ayers Rock

Als es auch am folgenden Morgen unverändert heftig regnet, scherzen wir zwar, dass das Zentrums Australiens eher "The wet center" (das nasse Zentrum) als "The red center" heissen müsste. Zum einen ist die Landschaft auch südlich von Alice Springs eher grün als rot, zum anderen stehen grosse Landstriche bereits unter Wasser. Um Grasbüschel und Büschen herum steht das Wasser bereits einige Zentimeter hoch. Aber es soll ja besser werden.

Mit der Zuversicht der Wettervorhersage aus Alice Springs versehen fahren wir in den Finke Gorge N.P. 120 Kilometer westlich von Alice Springs gelegen kontrastiert der Park die umliegende Landschaft so stark wie möglich. Die weite Ebene weicht und wir fahren in ein schmales, verwinkeltes Tal ein, in dessen Mitte ein ganz beachtlicher Fluss fließt. Treibholz auf rund drei Meter Höhe in den mächtigen Bäumen der Uferböschung lassen erahnen, dass die Natur ab und an hier mit der Brechstange wirkt. Trotz des Dauerregens sind die 12 Flussdurchfahrten, die wir bis zum Eingang des Parks zu durchqueren haben, aber gut zu passieren. Das Wasser verteilt sich in der Breite und übersteigt kaum 30 Zentimeter.

Bei dem Wetter wundert es uns kaum, dass wir auf dem idyllisch gelegenen Camping im Park völlig alleine sind. Nachdem wir es uns gemütlich gemacht haben und auf die angesagte Wetterbesserung warten, fährt der örtliche Ranger vor. Er wolle uns nur darauf hinweisen, dass es vermutlich noch zwei weitere Tage regnen solle und seiner Erfahrung nach der Finke River dann nicht mehr passierbar sein wird. Wenn wir 5 oder 7 Tage Zeit hätten, könnten wir aber gerne bleiben. So reizvoll dieser Gedanke auch ist - den Park nach Wetterbesserung quasi für sich alleine zu haben - so wenig realistisch ist er auch. In 7 Tagen müssen wir bereits auf dem Weg zurück in Richtung Perth sein oder unser Flieger geht ohne uns zurück nach Zürich.

Nachdem auch die Mereenie Loop zum Kings Canyon wegen des Wetters gesperrt ist, befinden wir uns 3 Stunden später - es regnet natürlich immer noch Bindfäden - wieder in Alice Springs. Mehr als eine günstige Tankgelegenheit kann uns der Ort aber nun aber auch nicht mehr bieten. Wir entscheiden, direkt zum Ayers Rock zu fahren und das schlechte Wetter dort auszusitzen.

Nach dem Abstecher zum Finke Gorge sind die 450 Kilometer bis zum grossen Felsen für heute allerdings zu weit. Die Helligkeit reicht gerade noch bis zum Roadhouse von Stuarts Well. Die typische Fernfahrererkneipe (vor allem auf üppiges, fettiges Essen und erhöhten Bierkonsum eingestellt) hat hinter dem Haus einen bescheidenen Camping. Ein kleines Vordach, unter dem wir unser Essen zubereiten können und eine in Aussicht gestellte Dusche bilden die Highlights des Abends.

Mit ziemlich verzerrter Mine kommt Joly von den Toiletten zurück. Sie sind auch von der Tankstelle aus zugänglich und haben die Grenze für "geht noch" weit hinter sich gelassen. Während Joly bereits die Toilettenschaukel aus dem Wagen kramt, finde ich noch eine anständige Sanitäranlage. Mit dem Behindertenzeichen gekennzeichnet enthält der Container auch einige saubere WC und etliche Duschkabinen, die aber alle nicht rollstuhlfähig sind. Damit ist nicht nur unser Abend gerettet. Auch ein holländisches Paar, was nach uns auf den Camping kommt und angesichts des Wetters bereits schon sichtlich verzweifelt ist, nimmt dankbar den "Insidertip" entgegen.

Der Regen sollte uns noch weitere 100 Kilometer verfolgen, bis wir vom Stuart auf den Lasseter Highway abbiegen. Unsere Zuversicht wird belohnt. Schlagartig reisst der Himmel auf. Bei der ersten Möglichkeit halten wir an und stellen uns in die warme Morgensonne. Auch die Landschaft atmet auf. Überall glucks und gluckert es. Ob in den Wassertropfen an den Spinnweben oder den auf den unzähligen kleinen Salzmelonen, überall spiegelt sich das Licht der Sonne am Boden.

Nachdem wir am Mt. Conner Lookout (auch ein sehr schöner Berg) uns zunächst etwas irritieren liessen, was für ein Berg denn nun vor uns liegt, entdecken wir kaum eine Stunde später den grossen roten Felsen am Horizont. Je näher wir kommen, desto eindrucksvoller wächst der Ayers Rock in den Himmel. Zunächst besorgen wir uns in Yulara, dem Ferienressort vor dem Eingang zum Nationalpark einen Standplatz auf dem weitläufigen Campingplatz. Nachdem bislang eigentlich überall die Campingplätze nach den Bedürfnissen der Kunden stark unterteilt aufgebaut waren (Separate Stellplätze für Individualreisende, für Individualreisende mit Stromgenerator und für Gruppenreisen), stehen in Yulara alle Gruppen trotz der grosszügigen Anlage auf einem Fleck. Sodass wir am Abend von links mit dem saugenden Geräusch einer Klimaanlage und von rechts mit dem Gekreische einer Schülergruppe eingekreist werden. Wer Ruhe haben möchte, muss sich anscheinend im Sails in the Desert einquartieren. Das Hotel bietet für Zimmerpreis ab AUD 450 pro Nacht und Nase jeden erdenklichen Luxus. Auch Ruhe.

Uluru

Der grosse rote Fels, der überall auf der Welt als Ayers Rock bekannt ist (typisch im Kolonialstil nach einem Provinzgouverneur benannt) heisst in Australien nur noch Uluru. Das mag zwar formell korrekt sein, wurde doch der Fels in den 80er Jahren an die Aborigines zurück gegeben, aber irgendwie etwas langweilig hört er sich schon an. Ganz zu schweigen von den Olgas, einer majestätischen Berggruppe 40 Kilometer entfernt. Sie heissen heute Kata Tjuta. Könnte auch irgendwo in Russland liegen. Aber nicht nur an der Namensgebung wird deutlich, dass das Land den Aborigines gehört. Überall auf Tafeln, Broschüren und Eintrittskarten wird der Besucher darauf hingewiesen, wer der Besitzer des grossen Steines ist. Irgendwie entbehrt das nicht einer gewissen Ironie, baut doch die mit 40'000 Jahren älteste Kultur der Menschheitsgeschichte auf Grundsätzen auf, die Eigentum von Grund und Boden nicht kennen. Was auch durchaus einleuchtend ist. Sich darum zu streiten, wem ein Berg gehört, kommt in etwa der Diskussion zwischen zwei Flöhen gleich, wem nun der Hund gehört, auf dem man hockt.

Sei es drum. Das Probleme betrifft uns ja nicht. Denken wir. Bis zur Parkeinfahrt. Da bekommt man dann gegen die Übereignung von AUD 25 pro Kopf nicht nur die Eintrittskarte und eine kleines Farbprospekt sondern auch noch einen Strafenkatalog im A4 Format für Verfehlungen im Park überreicht.

Der Strafenkatalog kennt kleinere und gröbere Verfehlungen. Immer unter Bezugnahme auf den entsprechenden Paragraphen im "Environment Protection and Biodiversity Conservation Act von 1999" werden u.a. folgende Verstösse und die damit verbundenen Zahlungen aufgeführt:

gehen abseits eines Weges	AUD 550	Uiii, das war teuer bei uns
Besuch einer Versammlung von mehr als 15 Personen	AUD 1'100	Toll, kann man jeden Bus abkassieren
ein Tier mitbringen	AUD 2'200	Also zuerst ordentlich waschen!
den Parkeintritt nicht bezahlen	AUD 2'200	Was machen Leute, die von Westen her kommen? Da gibt es nämlich keine Kasse!
entgegen den Bestimmungen fischen	AUD 3'300	Wo denn das???
Feuer machen	AUD 5'500	Was machen Raucher?
eine heilige Stätte fotografieren	AUD 5'500	Teuer. Der ganze Berg ist heilig.
einen Park Ranger bedrohen	AUD 46'200 plus 7 Jahre Knast	Sollte man sich schwer überlegen
einen Park Ranger behindern, einschüchtern oder sich widersetzen	AUD 13'200 plus 2 Jahre Knast	Schon was billiger
sich einmischen in die Pflanzen- oder Tierwelt, ausser wenn es in Übereinstimmung mit dem Management Plan ist	AUD 55'000	Da waren selbst wir ziemlich ratlos

Nachdem wir den Strafenkatalog eingehend studiert und unsere Reisekasse nachgeprüft haben, fahren wir am späten Nachmittag doch noch in den Uluru National Park. Weiter als bis zum "Sonnenuntergangsparkplatz" kommen wir aber nicht. Noch immer einige Kilometer vom Fels entfernt zieht uns der Fels in seinen magischen Bann. Wir lassen uns Zeit und bleiben den ganzen Nachmittag. Beobachten, wie die Sonne sich senkt, der Parkplatz sich füllt und schliesslich der Ayers Rock von den warmen Strahlen der Abendsonne erleuchtet wird. Ein Schauspiel, das den Menschen ganz klein macht. So etwas bringt nur die Natur zu Stande.

Um 4.45 Uhr klingelt unser Wecker in der Frühe (Westaustralien Zeit, die Zeitverschiebung von 90 Minuten im Northern Territory ist uns einfach zu dämlich). Wir wollen auch den Sonnenaufgang am Ayers Rock erleben. Doch diese Ausfahrt fällt buchstäblich ins Wasser. In der Nacht hat es wieder begonnen zu regnen. Bleiern hängen die Wolken über dem Land. Wir sind gar nicht so unglücklich und drehen uns auf die andere Seite.

Der Berg hat sein Aussehen gegenüber dem Vortag vollkommen verändert. Das Rot des Gesteins ist gewichen. Grau fast mit einem Hang zum Blau erhebt sich der Ayers Rock und schliesst die Lücke zwischen Himmel und Erde. Meist verhängen die tiefliegenden Wolken den oberen Teil des Felsens. Dennoch fahren wir in den Park, der heute weitgehend menschenleer ist. Weit laufen können wir allerdings nicht. Die Fusswege sind weitläufig überflutet und eine Umgehung der Pfützen ist teuer. (s.o.) Zumindest können wir am Mutitjulu Walk bis zu der Wasserstelle am Ende laufen. Leise plätschert hier ein kleiner Wasserfall den Fels hinab. Auf der ungeheuren Fläche sammelt sich das Wasser, vereinigt sich zu Rinnsalen und frisst langsam, über Jahrtausende hinweg Spalten und Höhlen in den Monolithen. So trocken es im Red Center auch statistisch sein mag, die breiten Narben des Felsens belegen, dass es hier Wasser immer wieder gibt.

Den Nachmittag verbringen wir im Ressornt in Yulara. Neben der Jagd nach passenden Souvenirs müssen wir auch noch unsere Lebensmittel für den letzten Reiseabschnitt auffrischen und das Transitpermit für die Warburton Road um einen Tag nach vorne verlegen. Da die Warburton Road (Verbindungspiste von den Olgas bis nach Kalgoorlie) durch Aboriginal Land verläuft, braucht man für den Transit eine Genehmigung des Central Land Council in Alice Springs. Während diese Genehmigungen (die später nie nachgeprüft wurden - aber Vorsicht, hohe Strafen!) in West Australien bequem per Internet angefordert werden können, müht man sich im Northern Territory noch mit dem Fax ab. Angesichts der Wetterkapirolen wollen wir nun unseren Fahrtermin um einen Tag vorverlegen, was nach telefonischer

Rücksprache mit Alice Springs auch problemlos klappt (die ursprünglichen Permits hatten wir schon von der Schweiz aus besorgt). Lediglich im Visitors Center in Yulara, wo das neue Permit per Fax für uns eingehen soll, stossen wir auf ungeahnte Probleme. Vergeblich warten wir auf das Fax. Unsere Fragen werden aber mit viel Fantasie beantwortet: das Fax steht in einem anderen Büro, das Fax ist kaputt, das Fax hat kein Farbband mehr, keiner weiss, wie das Farbband eingelegt wird, das Papier ist weiss... Nun, wir haben nicht nachgegeben und irgendwann hat eine der Damen am Schalter die Bedienungsanleitung vom Fax gelesen und technisches Genie bewiesen. Wir hatten unser neues Permit.

The Olgas

Um 4.45 Uhr reisst uns wieder der Wecker aus den Träumen. Verschlafen und mit verklebten Augen suchen wir den Himmel ab. Es ist dunkel. So viel können wir sehen. Als sich allmählich das Sehvermögen richtig einstellt, erkennen wir blitzende Sterne und nur noch einige Wolkenfetzen über uns. Wir sind hellwach. Rund 45 Minuten und 25 Kilometer später stehen wir auf der östlichen Seite des Ayers Rock und fiebern dem Sonnenaufgang entgegen. Leider verdecken nach Osten hin noch etliche Wolkenfelder die Morgensonne, sodass die Farbentfaltung des Felsens eher fahl und unspektakulär wird. Joly schaut mich ziemlich zerknirscht an, aber ich kann ihr das Versprechen entlocken: "Morgen wieder".

Den Tag verbringen wir an den Olgas. Der Himmel ist zunächst noch bedeckt, reisst dann zu unserer Freude aber zusehends auf. Im (medialen) Schatten des Ayers Rock wird den Olgas bider weniger Beachtung geschenkt, als ihnen zustehen würde. Nur ihre Nähe zum weltbekannten Felsen lässt sie verblassen. 1000 Kilometer weiter weg, irgendwo anders im australischen Outback hätten sie mehr Publicity. Denn eine Reise in das Herz Australiens würde sich auch schon alleine wegen der Bergkette der Olgas lohnen.

Zwar sind die Olgas kein Monolith (Ayers Rock ist übrigens auch nicht der weltgrösste Monolith, sondern liegt gemessen an der Grösse deutlich hinter dem weitgehend unbekanntem Mt. Augustus in West Australien), doch strahlt die Form dieser Bergkette und ihre leuchtend rote Farbe eine ganz eigene Faszination aus. Wie vier aneinander geschmiegte Katzenbuckel ragen sie steil aus dem flachen Umland empor. Hauptattraktion sind jedoch nicht die Panoramen der Felslandschaft sondern eine Wanderung durch das Valley of the Winds.

So unwirtlich und abweisend die Felswände der Olgas auch wirken. Zwischen den Felsmassiven verlaufen schmale Schluchten und Spalte, die uns in eine nahezu tropische Vegetation führen. An kleinen Rinnsalen entlang führt der Pfad zu zwei Aussichtspunkten, die atemberaubende Blicke auf das Umland gestatten. Insbesondere der Blick vom 2. Punkt, einer Geröllhalde, die sich zwischen zwei Felswänden aufgetürmt hat ist phänomenal. Eingerahmt von den steilen Felsen öffnet sich ein fruchtbares Tal, das auf der gegenüberliegenden Seite von phantastisch geformten Bergen begrenzt wird. Zumindest während der feuchten Jahreszeit gehört das Tal zu einer der eindrucklichsten Landschaften, die wir je gesehen haben. Während der Sommerhitze aber müssen Temperaturen von über 40° das Tal in einen Backofen verwandeln und alles Leben ersticken.

Piep, Piep, Piep. Schon wieder ist es viertel vor Fünf. Ungelenk krabbeln wir aus den Schlafsäcken, räumen das Bett weg und fahren mit dem Wagen erneut in den Nationalpark. Zu unserer Überraschung dürfen wir uns an diesem Morgen den Platz zum Beobachten des Sonnenaufgangs nicht frei aussuchen. Zwei Ranger weisen uns einen Platz zu, von dem aus wir aus dem Wagen heraus nicht sehen können, als die hoch gewachsenen Büsche, die den Sonnenaufgangsparkplatz einrahmen. Also raus in die beissende Kälte der Nacht.

Zur Beobachtung des Sonnenaufgangs wurde von der Parkverwaltung extra ein Gehege für rund 300 Touristen angelegt (Vorsicht: strafpflichtige Versammlung von mehr als 15 Leuten), welches einen ordentlichen Blick ohne störende Büsche auf den Ayers Rock gestattet. Mit den nach und nach eintreffenden Reisegruppen, die laut schwatzend, sich mit Sekt zuprostend oder schlichtweg hemmungslos drängelnd das Gehege auffüllen, schwindet jedoch jegliche Romantik dieses Ortes. Auch das Fotografieren ist nicht so einfach. Insbesondere lange Belichtungszeiten sind kaum möglich. Im Blitzlichtgewitter der Kompaktkameras flackert immer wieder die umliegende Landschaft auf. Nur der grosse Fels bleibt dunkel und matt. Um viertel nach sechs (der Sonnenaufgang war für 6.03 Uhr berechnet

worden), blasen die ersten Touristengruppen bereits zum Rückzug. Mit der Erklärung der Tourguides: "am Horizont ist der Himmel mit Wolken bedeckt. Das wird heute nichts" werden die Leute eingesammelt und zum Bus zurückgeleitet.

Trotz Faserpelz schlottern wir vor Kälte und spielen auch mit dem Gedanken, uns in den warmen Wagen zurück zu ziehen, als unvermittelt der Himmel aufreißt und die Sonne den Fels in grellem Orange aufleuchten lässt. Schlagartig kehrt sogar in dem grossen Gehege Ruhe ein und alle Anwesenden verfolgen gebannt den Zauber der Natur. Nur von einzelnen dunklen Flecken durchbrochen hebt sich der Ayers Rock vom Nachthimmel ab und strahlt mit der Sonne um die Wette. Wahrlich, dieser Fels ist eines der Naturwunder auf Erden.

Gegen Mittag, als sich die Luft ein wenig erwärmt hat und die Sonne den Schatten um den Ayers Rock etwas verkürzt hat, begeben wir uns auf die Umrundung des Felsens. Obwohl sich etliche Touristengruppen im Park befinden, verlaufen sich die Menschenmassen in der Mittagszeit auf dem 9.4 Kilometer langen Rundweg. Gebannt, den Blick zumeist fest auf den Felsen geheftet stolpern wir auf dem Base Walk vorwärts. Leider führt der Weg nur an sehr wenigen Stellen direkt an den Felsen heran. Dennoch sind die unterschiedlichen Blickwinkel auf den Ayers Rock atemberaubend. Immer wieder finden wir eindrucksvolle Details, Risse, Höhlen oder ausgewaschene Terrassen auf den Felsflanken, die in Verbindung mit dem Licht der Sonne einzigartige Strukturen und Schattenmuster erzeugen. Etwas verunsichert sind wir nur durch die verschiedenen Heiligen Stellen am Berg, bei denen nicht nur das Betreten (verständlich) sondern auch das Fotografieren (weniger verständlich) verboten ist. Strafe: AUD 5'000. Was man nun fotografieren darf und was nicht, ist zudem manchmal kaum auseinander zu halten. Manchmal stehen die hohen Verbotsschilder nur in eine Richtung, mal weiss man gar nicht, wie man überhaupt Bilder machen soll, ohne dass was heiliges aufs Bild kommt. Grobe Leitlinie: alles was irgendwie wie ein versteinertes Abbild männlicher oder weiblicher Geschlechtsorgane aussieht ist heilig.

Ziemlich müde gelaufen erreichen wir den Aufstiegsplatz zur Spitze des Uluru. Unserem Ausgangspunkt für den Rundgang. Den wir wohlweislich so gewählt haben, da sich hier die einzigen Toiletten am Fels befinden. Immerhin jeweils 2 Stück für Männlein und Weiblein. Leider fallen diese durch die Kategorie "geht noch" weit durch. Kein Glanzpunkt des Parks. Irgendwie fühlen wir uns sehr stark an Afrika erinnert. Aber in den Busch flüchten zum Austreten ist auch keine Alternative. Abgesehen von der dann zu erwartenden Geruchsbelästigung, wenn das alle machen würden, hindert natürlich die Strafverordnung des Parks eine solche Ausflucht. Der Toilettengang im freien wird zwar nicht ausdrücklich als Verbot aufgeführt, aber das (schamhafte) Verlassen der Wege wird mit AUD 550 berechnet. Also lieber Nasen zu und Sonnenbrille auf und die öffentliche Toilette besuchen.

Bleibt noch die Frage, ob wir den Fels besteigen sollen oder nicht. So wie es aussieht, kommen gerade die Australier vornehmlich hier hin, um den Ayers Rock zu besteigen. Obwohl jeder Besucher von den Aborigines - denen der Fels ja nun offiziell "gehört", die ihn aber für 99 Jahre an die Regierung verpachtet haben - darum gebeten wird, es zu unterlassen, da der Fels ja heilig ist. Irgendwie erscheint uns bei den Australiern die Frage ob besteigen oder nicht jedoch eher eine Form der politischen Abstimmung zu sein, als das wirkliche Interesse an der Aussicht. Denn je mehr wir bei unseren Nachbarn auf den Campingplätzen nachbohren, wie nun das Verhältnis der weissen Australier mit der Minderheit der Ureinwohner ist (2% der Australier sind Aborigines), desto grösser werden die Risse, die die beiden Bevölkerungsgruppen trennen. Wir jedenfalls wären dafür den Fels entweder ganz zu sperren oder ohne Moralpredigten zu öffnen. Denn alle die mit Copyrightzeichen (!) versehenen Sprüche* der traditionellen Besitzerin des Uluru, Barbara Tjikatu, in der Besucherbroschüre kommen nie zum eigentlichen Punkt. Entweder der Uluru ist heilig und keiner geht drauf und macht Fotos von ihm, oder er ist offen. Aber alles (geldbringende Touristenattraktion und abgeschottetes Heiligtum) kann man nicht haben. Nur eine solche Entscheidung wird wohl erst am Ende des Pachtverträge im Jahr 2084 fallen. Bis dahin wird das Thema in Australien politisch zu heiss sein.

*Originaltext Barbara Tjikatu im Visitor Guide:

"Listen! If you get hurt, or die, your mother, father and family will really cry and we will be really sad too. So think about that and stay on the ground."

(Uns wurde die Entscheidung ob rauf auf den Uluru oder nicht abgenommen. Während wir noch überlegen, ob wir dafür überhaupt fit genug sind, wird der Aufstieg wegen heftiger Windböen gesperrt.)

Warburton Road

Nach einem weiteren farblich umwerfenden Farbspiel zum Sonnenuntergang und einem ebenso faszinierenden Sonnenaufgang am nächsten Morgen müssen wir Yulara verlassen und allmählich unsere Heimreise antreten. Dazu wollen wir über die Warburton Road (auch: Grand Central Road) an den Olgas vorbei via Warburton nach Kalgoorlie fahren. 1'400 Kilometer Staubstrasse, unterbrochen nur von 3 Roadhouses, an denen es auch nur Wasser, ein paar Lebensmittel und Diesel gibt. Benzin (davor wird auf grossen, signalroten Tafeln gewarnt), gibt es auf dieser Strecke für 850 Kilometer nicht. Der Verkauf von Benzin in den Aborigine Gebieten ist verboten worden, nachdem viele Aborigines an den Benzindämpfen geschnüffelt hatten und zu Tode gekommen sind. Das Alkohol und Drogenproblem bei den Aborigines nimmt anscheinend dramatische Ausmasse an. Die Mitnahme von Benzin in Kanistern ist auf der Strecke übrigens auch verboten (Strafe: AUD 5'000), somit ist die Strecke ausschliesslich Dieselfahrzeugen vorbehalten.

Wir kommen an diesem Morgen jedoch nicht sehr weit. Als wir am Aussichtspunkt zu den Olgas anhalten, verkündet ein scharf pfeifendes Geräusch das Ende eines Reifens. Schnell ist zwar das Ersatzrad montiert, aber ohne neues Ersatzrad können wir nicht auf diese lange Outbackpiste gehen. Wir entscheiden uns, zurück nach Yulara zu fahren und den Reifen flicken zu lassen.

Um fünf Minuten vor zwölf erreichen wir die einzige Werkstatt im nur 1'500 Einwohner zählenden Ressort. Im Büro werde ich schon sehr ungehalten empfangen. Heute ist Samstag und in 5 Minuten schliesst die Werkstatt. Ich soll doch am Montag Morgen wiederkommen. Mir verschlägt es zunächst die Sprache, war unser erster Garagenaufenthalt in Kalbarri doch so ausgesprochen zuvorkommend gewesen. Ich versuche alle Überredungskünste und erzähle von unserem Zeitdruck und dem weiten Weg bis Perth und kann die Garagenbesitzerin erweichen, doch einen ihrer Angestellten abzustellen, den Reifen zu flicken. Mürrisch kommt der Arbeiter daraufhin bei uns vorbei, nimmt das Rad und verschwindet. Zuschauen bei der Arbeit darf ich nicht, obwohl es mich brennend interessiert, warum wir einen Platten hatten.

10 Minuten später erhalten wir den Reifen mit neuem Schlauch zurück. Der Schlauch, der bereits einmal geflickt worden war, weist auf einer Seite einen grossen Riss auf, der auch das schnelle Luftentweichen erklärt. Ich bin etwas sauer auf unseren Fahrzeug-Vermieter, dass in einem neuen Reifen ein alter Schlauch steckt (Die Ursache klärt sich aber bei der Rückgabe des Fahrzeugs auf. Die Schuld lag nicht beim Vermieter sondern der Reifenwerkstatt, die die neuen Reifen montiert hatte und deswegen noch etwas vom Vermieter zu hören bekommt). Zur Sicherheit nehme ich dann noch einen zweiten Schlauch mit. Man weiss ja nie...

Aufgrund des Zwischenfalls müssen wir unseren Plan, noch den Walpa Gorge Walk in den Olgas zu begehen, aufgeben und verlassen den Uluru N.P. auf der Warburton Road nach Westen. Zu unserer Überraschung bleibt die Landschaft vielfältig und abwechslungsreich. Neben Büschen und Bäumen passieren wir flache Felsketten und tiefrote - wenn auch grösstenteils überwachsene - Sanddünen. Monoton ist das Outback also absolut nicht. Mehr Leben kommt auch wieder in die Farbe des Himmels. Das tiefe blau der beiden vergangenen Tage wird immer mehr von dem weiss und grau erneut aufziehender Wolkenfelder verdrängt. Bald sehen wir kaum noch die Sonne und das letzte blaue Himmelsband eilt vor uns am Horizont davon.

Da eine wilde Übernachtung entlang der Piste im Aboriginal Land streng verboten ist, steuern wir zum Abend den kleinen Campground am Docker River an. Die kleine Aborigine Gemeinde von Umpujutu hat die 10 Stellplätze angelegt und die Wasserversorgung sicher gestellt. Für einen kleinen Obolus, den wir in eine Kasse am Eingang einwerfen, dürfen wir für die Nacht bleiben. Der Camping ist schön angelegt und verfügt sogar über einen kleinen Aussichtspunkt, der einen wunderbaren Blick über die weitläufige Landschaft gestattet. Weiter als bis zum Aussichtspunkt darf man sich vom Camping aber nicht entfernen. Es drohen empfindliche Strafen beim unerlaubten Betreten des Aboriginal Lands. Weit ist die Gemeinde vom Camping jedoch nicht entfernt. Man kann sie zwar nicht sehen, dafür um so besser hören. Am Anfang etwas irritiert, dann um so klarer können wir Musik hören. Die hat aber rein gar nichts mit

irgendwelchen traditionellen Klängen zu tun, sondern ähnelt eher dem Gedudel auf einem Rummelplatz. Rein akustisch könnte hinter dem Hügel klein Las Vegas liegen, wo die einarmigen Banditen bei jeder Spielrunde jubeln. So ursprünglich scheint das Leben hier im Outback wohl nicht mehr zu sein.

Nach einem bezaubernden Abendstimmung, bei der die Sonne den letzten verbliebenen Spalt am Horizont genutzt hatte um die schweren Wolkenmassen von unten zu beleuchten, verbringen wir einen schönen Abend am Lagerfeuer und freuen uns über die Gesellschaft eines deutschen Paares aus Leipzig, das auf dem Weg nach Neuseeland ist. Netter Umweg.

Mit rund 300 Kilometern ist die Strecke bis Warburton für australische Verhältnisse eher kurz. Mit Blick auf weitere 250 Kilometer bis zur nächsten Übernachtungsmöglichkeit aber quasi eine Zwangshaltestelle, zumal wir den Morgen weitgehend verschwätzen und erst gegen 11 Uhr durch die ersten Regentropfen zur Weiterfahrt ermuntert werden. Die Piste bleibt zumeist gut und auch die Landschaft kann uns noch ab und zu ein "schau mal" entlocken. Was aber bald unsere ganze Aufmerksamkeit auf sich lenkt sind die unzähligen Autowracks aus allen Epochen moderner Mobilität, die links und rechts der Piste liegen. Zumeist sind es Wracks von Personenwagen, die vornehmlich von den einheimischen Aborigines gefahren werden. Teilweise liegen bis zu drei oder vier Wagen auf einem Haufen. Eine alte amerikanische Karosserie steckt sogar mit der Motorhaube so tief im Sand, dass man sie schon als Kunstwerk bezeichnen könnte. Irgendwann geben wir das Zählen der Wracks auf. Die Warburton Road heisst bei uns fortan nur noch die Strasse der 1'000 Wracks. Ein Schrotthändler hätte hier seine wahre Freude. Und ebenso wie schon auf dem Tanami Track sehen wir einzelne beschädigte Fahrzeuge, die einfach mitten auf der Gasse abgestellt worden sind. Ins Gebüsch werden sie anscheinend erst durch den nächsten Roadtrain oder von einem Strassenhobel befördert. Anscheinend herrscht in den Aborigene Gebieten der Glaube vor, was aus dem Boden kommt, soll auch wieder in den Boden zurück. Sei es Blech, Glas oder Öl. Auch eine mögliche Interpretation einer Naturreligion.

Vom Roadhouse in Warburton sind wir auf den ersten Blick geschockt. Das Gebäude ist mit Fensterläden fest verschlossen, der Hinterhof - der als Camping dient - mit einem hohen Zaun und obenauf montierten Mehrfachstacheldraht befestigt. Völlig ungläubig stehen wir vor den Zapfsäulen der Tankstelle, die völlig mit einem verschweissten Metallkäfig umgeben sind. Das Fotografieren der ganzen Befestigung ist jedoch verboten. Darauf weisen etliche Verbotsschilder hin. Mit dem mürrischen Roadhausbesitzer kommen wir jedoch nicht ins Gespräch, um die Zustände erklärt zu bekommen. Aber anscheinend hat die Befestigung etwas mit dem nahen Aborigene Dorf zu tun, welches wir vor wenigen Kilometern nahe der Piste gesehen hatten. Dieses viel uns insbesondere dadurch aus, dass es hier in der tiefsten Wüste über einen bewässerten Rasenfußballplatz und drei hausgrosse Satellitenantennen verfügte.

Erst am nächsten Morgen komme ich mit einem der Arbeiter ins Gespräch, der mit seinen Kollegen und ihren drei Baufahrzeugen ebenfalls im "Fort" übernachten. So erfahre ich, dass sie im Aborigene Dorf neue Häuser bauen würden. Auf meine Frage, wer die Arbeit denn bezahlen würde, verweist er an den Staat. Ziemlich resigniert hängt er an: "Die (Aborigenes) brauchen nur mit dem Finger zu schnippen und schon sind wir unterwegs." Was der australische Staat in vergangenen Jahrzehnten versäumt hat oder an Schuld auf sich genommen hat gegenüber den Aborigenes (z.B. die verlorene Generation, bei der Kinder systematisch den Eltern weggenommen worden waren, um sie andernorts von Weissen aufziehen zu lassen), versucht er nun vor allem mit dem Einsatz unbeschränkter Finanzen wieder gut zu machen. So hat jeder Ureinwohner alleine aufgrund seiner Zugehörigkeit zur Volksgruppe Anrecht auf bestimmte soziale Zahlungen. Eine Situation (und Bevorzugung), die zu immer mehr Unruhe bei der weissen Bevölkerung führt. Und spätestens dann zu einem explosiven Problem wird, wenn der australische Staat einmal finanziell nicht so gut dar steht.

Wie gross die Probleme der beiden Bevölkerungsgruppen sind, können wir in Laverton erleben, das wir nach einem langem Fahrtag im Regen am Ende der Naturpiste erreichen. Nachdem uns zunächst nur die zum kleinen Ort überproportional grosse Polizeistation mit ihren eigentümlichen Polizeiwagen aufgefallen ist (die Wagen und auch eine LKW haben ähnlich einem Hundefänger einen "Zwinger" auf der Ladefläche), fahren wir zur Tankstelle, um die Luft in den Reifen aufzupumpen. Kaum habe ich den Luftprüfer in der Hand und knie am Rad, kommt eine grosse Gruppe vollständig betrunkenen und an Armen und Beinen bandagierter Aborigines die Strasse entlang getorkelt. Ich messe dem beschämenden Schauspiel zunächst keine Bedeutung bei und konzentriere mich auf das Luftauffüllen. Zwar vernehme ich

an der Tonlage der Stimmen hinter mir, dass sich zwei Männer anfangen zu streiten, will mich aber nicht umdrehen, um mich keinen Falls einzumischen. Gerade als ich vom rechten Vorderrad aufstehen will, spüre ich einen Schlag im Kreuz. Einer der beiden Alten ist sturzbesoffen umgefallen wie ein gefälltter Baum und mir regelrecht den Buckel runtergerutscht. Mittlerweile ist auch die Tankstellenpächterin aus dem Geschäft gekommen und redet auf die Gruppe ein. "Geht weg. Heute gibt es kein Geld mehr. Ihr habt genug für heute". Der Älteste der Gruppe, der nun wie ein Käfer auf dem Rücken neben mir liegt faselt etwas von mehr Bier und mehr Geld. Aber die Tankstellenpächterin wendet sich ab. "Morgen". Zwei junge Aborigene Frauen und eine junger Mann, die mit einem Pickup vorgefahren kommen, versuchen den Alten wieder auf die Beine zu bringen und (vermutlich) seine Frau einzufangen, die völlig betrunken über die Fahrbahn des Kreisverkehrs läuft.

Was sollen wir von den Aborigenes halten? Wir können und dürfen kein Urteil über sie fällen. Die Zustände wie wir sie in Laverton erlebten, haben wir zuvor schon in Broome, Kununarra, Halls Creek, Alice Springs und an weiteren Orten beobachten müssen. Unser einziges Gefühl ist Traurigkeit und Ratlosigkeit. Liegen die Welten der Ureinwohner und der eingewanderten Siedler wirklich Tausende von Jahren auseinander? Anscheinend. Denn eine Integration der beiden Gruppen scheint es nicht zu geben. So sahen wir auf der ganzen Reise auch insgesamt nur 4 Aborigenes, die arbeiteten (Souvenirgeschäft in Broome, Tankstelle des Tilmouth Roadhouse, ein Ranger am Uluru, Tankstelle des Tyukayirla Roadhouse). Selbst bei der Aborigene Kunst, wo neben den Gemälden, T-Shirts etc. oftmals ein Bild des Künstlers abgebildet war, rieben wir uns öfters verwundert die Augen und müssen gestehen, dass wir ohne Hinweis auf die indigenen Wurzeln des Künstlers nie darauf gekommen wären, dass es ein Aborigene ist. Das Problem, was Australien hier hat, ist grösser als wir es uns vor der Reise hätten vorstellen können. Eine Lösung scheint nicht in Sicht. Das ist deprimierend.

Perth und Umgebung

Aber zurück zu unserer Reise. Der Regen treibt uns von Laverton weiter nach Westen. Bei der Weiterfahrt kommen wir erneut am Endpunkt der Warburton Road vorbei. Nach der regnerischen Nacht ist die Strasse heute morgen gesperrt. Was für ein Glück für uns, dass wir bereits hier sind. Denn sind die Pisten gesperrt, ist die Fahrt auf ihnen streng (Strafen!) Verboten. Wenn es länger dauert sorgt die Polizei zwar für eine Versorgung aus der Luft, der Rückflug für Touristen wird damit aber zum Problem.

Am Eingang zur Warburton Road befindet sich übrigens auch der Quarantäne Punkt, an dem jeder Reisende seine frischen Lebensmittel aus anderen Staaten vernichten muss. West Australien hat strenge Quarantäne Vorschriften (und entsprechend horrende Strafen bei Nichtbeachtung), um sich gegenüber fremden Tier- und Pflanzenarten abzuschotten. Das ist an sich ja verständlich (sind doch erst die aus Europa einst zum "abknallen" eingeführten Kaninchen der Hauptgrund für die leergefressene Landschaft und befällt die Brombeere weite Landstriche wie die Pest). Doch es ist schon etwas obskur, in Perth gekauften Honig, den wir via Alice Springs wieder einführen wegzuschmeissen. Aber besser ist besser. Könnte sonst AUD 5'000 kosten.

Nachdem sich beim Wetter keinerlei Besserung abzeichnet und uns der Regen auch noch in Leonora und Kalgoorli begleitet, beschliessen wir, schnellstmöglich zur Küste zurück zu fahren und einen letzten Tag an den Pinaccles nördlich von Perth zu verbringen.

Die Fahrt durch die Dörfer und Städte entlang der Nationalstrasse 94 führt uns dabei durch den Weizengürtel Australiens. Weite Flächen wurden hier von den Farmen gerodet und sind heute mit Äckern belegt. So wohlhabend dabei einige der Farmen aussehen, so viele Zweifel zum Lebensstandard kommen uns jedoch in den Städten. Teilweise sind die Orte weitgehend verlassen. Oft leben die Menschen in Häusern mit brüchiger Bausubstanz. Selbst die vielgepriesene australische Heiterkeit vermissen wir entlang dieser Strecke. Das mag aber vielleicht am Wetter liegen, dass die Landschaft mit seinem grauen Schleier überzieht. Dabei hatten sich alle Australier, die wir in den vergangenen Tagen trafen jedoch ausnahmslos über den dringend benötigten Regen gefreut. Aber dieser Landstrich strahlt irgendwie eine gewisse Resignation aus.

In grösstem Kontrast dazu erscheint dann das Avon Valley und der Oberlauf des Swan River, durch dessen Gebiet wir am folgenden Tag kommen. Die kleinen Ort wirken proper, alte Landhäuser erinnern an

England und die weitläufigen Rasenflächen erinnern mit den unzähligen Schafen ein wenig an Neuseeland. Ein tolle, fruchtbare Landschaft, die man in diesem Winkel der Welt gar nicht erwartet.

Nach zwei Nächten in Cervantes, einem weiteren Besuch der Pinacces bei strahlendem Sonnenschein und dem irgendwie erwarteten zweiten Plattfuss (Schmutz, der von der Garage in Yulara bei der Montage nicht entfernt worden war hatte den Schlauch durchgescheuert) fahren wir in strömendem Regen zurück nach Perth. Nachdem wir am Vortag bereits das Innere des Wagens geputzt und die übergebliebenen Vorräte auf dem Campingplatz verteilt hatten, gestaltete sich die Suche nach einer Waschmöglichkeit für den Wagen in Perth als unlösbare Aufgabe. Aber nur um eine Tankstelle mit Waschport zu suchen wollen wir im Regen nicht kreuz und quer durch die Millionenstadt fahren. Wohlwissend, dass die Australier, die eigentlich ganz gesittet Auto fahren (wir erinnern uns des Punktesystems), nicht viel Übung mit Regen haben. So fahren wir direkt zurück zum Autoverleih und geben den Toyota nicht ganz sauber zurück, was aber kein Problem darstellt.

Unvermittelt finden wir uns im Hotel IBIS wieder. Mit gemischten Gefühlen blicken wir aus dem 9. Stock des Hotels auf das Stadtzentrum von Perth. Der Sommer ist gewichen, der Winter gekommen. 6 Wochen waren wir unterwegs. Eine schöne Zeit. Aber eigentlich viel zu kurz, um dieses riesige Land zu begreifen. Zumal wir uns gut vorstellen können, die 11'000 gefahrenen Kilometer, über 6 Monate hinweg zu erfahren und nicht im Eiltempo so wie in diesem Urlaub. Das werden wir auch irgendwann einmal machen. Bestimmt. Vielleicht erst als "grey nomads", aber eine lange Reise ist Australien auf jeden Fall wert.